


HORST EVERS

rowohlt
e-BOOK



Der kategorische
Imperativ ist keine
Stellung beim Sex

Horst Evers

**Der kategorische
Imperativ ist
keine Stellung
beim Sex**

 rowohlt
e-BOOK

Über dieses Buch

Das Leben ist wunderbar,
macht aber verdammt viel
Arbeit. Der neue Evers.

Wie können wir den
mannigfaltigen Tücken des
Daseins begegnen? Horst Evers
macht den Alltagstest und

erzählt Geschichten mitten aus
dem Hier und Jetzt: Er
verbessert fremde Sprachen
derart, dass man sie versteht,
ohne sie zu sprechen;
entwickelt Sportarten, deren
Ausübung man vor dem
eigenen Körper geheim halten
kann; lässt sich online
massieren und findet endlich
sinnvolle Kompromisse für die
respektvolle
Smartphonennutzung während

persönlicher Gespräche: «Ein Stirnband mit einer Halterung für das Smartphone des Partners. Sie trägt mein Telefon vor der Stirn, ich trage ihres vor der Stirn, und so können wir gleichzeitig Mails checken und uns trotzdem innig in die Augen schauen. Ist auch für die Körperhaltung besser.» Er schlägt der NSA vor, seine Überwachung von nun an selbst zu übernehmen

und regelmäßig Bericht zu
erstatten, möchte aber von den
eingesparten Kosten
profitieren. Auch unterwirft er
Kants kategorischen Imperativ
und die Lehrsätze anderer
großer Denker dem Test und
kommt alles in allem zu dem
Ergebnis: Das Leben ist
wunderbar, macht aber leider
häufig auch viel Arbeit. Man
sollte es preisen, wie ein
Schweizer seine Heimatstadt

Thun: «Thun ist schön, aber nichts Thun ist schöner.»

Ein wunderbar erzählter
Geschichtenband, der zeigt: So
komisch war Alltag noch nie!

Über Horst Evers

Horst Evers, geboren 1967 in der Nähe von Diepholz in Niedersachsen, studierte Germanistik und Publizistik in Berlin und jobbte als Taxifahrer und Eilzusteller bei der Post. Er erhielt u.a. den Deutschen Kabarettpreis und den

Deutschen Kleinkunstpreis.
Jeden Sonntag ist er auf
radioeins zu hören. Seine
Geschichtenbände, zuletzt «Für
Eile fehlt mir die Zeit» (2011)
und «Wäre ich du, würde ich
mich lieben» (2013), wie auch
sein Roman «Alles außer
irdisch» (2016) sind Bestseller.
Horst Evers lebt mit seiner
Familie in Berlin.

«Bei gleicher Umgebung lebt
doch jeder in einer anderen
Welt.»

Arthur Schopenhauer

Das Handeln

«Handle nur nach derjenigen
Maxime, durch die du zugleich
wollen kannst, dass sie ein
allgemeines Gesetz werde.»

Immanuel Kant

Es ist nicht das, wonach es aussieht

Mittwochnachmittag. Stehe in der Lingerie-Abteilung eines großen Textilkaufhauses und fotografiere Mädchenunterhosen.

Warum? Ich brauche T-Shirts, daher hat mich die Tochter gebeten, auch gleich ein paar Unterhosen für sie zu

besorgen. Der riesige Dessous- und Wäschebereich des gewiss eher an einem jugendlichen Publikum ausgerichteten Discounters ist jedoch reichlich unübersichtlich. Da ich mittlerweile weiß, wie schnell man was verkehrt macht, habe ich also die Tochter noch einmal angerufen. Um auf Nummer sicher zu gehen. Die wiederum meinte, ich solle doch einfach schnell die

verschiedenen in Frage
kommenden Unterhosen
fotografieren, ihr die Bilder
schicken und dann könne sie
auswählen.

Also steht nun in diesem
riesigen hippen Modekaufhaus
inmitten Hunderter junger
Mädchen ein einzelner
mittelalter, untersetzter,
kahlköpfiger Mann und
schwenkt Mädchenunterhosen.
In ein irgendwie günstiges

Licht. Betrachtet sie. Um sie dann zu fotografieren. Und denkt sich ... nichts dabei.

Eine Verkäuferin spricht mich an:

«Entschuldigung, was machen Sie denn da?»

Aus irgendeinem Grund erschrecke ich mich. Habe, warum auch immer, ein schlechtes Gewissen. Versuche mich daher, einem schwachsinnigen Reflex

folgend, hinter der
purpurfarbenen
Mädchenunterhose in meiner
Hand zu verstecken. Wer
moderne Mädchenunterhosen
und die Größe meines Kopfes
kennt, wird sich denken
können: Das ist ein
ambitioniertes Vorhaben. Wie
ich schnell bemerke, kann die
Verkäuferin mich immer noch
sehen. Sie wiederholt ihre
Frage:

«Was machen Sie denn da?»

Überlege kurz, ob ich nicht einfach ohnmächtig werden soll. Bin aber leider zu wach und höre mich antworten: «Es ist nicht das, wonach es aussieht.»

«Nein?»

«Nein. Gar nicht.»

«Dann stehen Sie also nicht hier in unserer Lingerie-Abteilung und fotografieren Mädchenunterhosen?»

«Nein. Das heißt doch. Also schon einerseits, aber ... weiß nicht.»

«Sie wissen nicht, ob Sie Mädchenunterhosen fotografieren?»

«Doch, das schon, aber es ist nicht das, was Sie denken.»

Sie überlegt. Eine ganze Weile. Sagt schließlich:

«Sie Schwein!»

Wehre ab. «Moment, das ist ungerecht. Ich sagte doch, es

ist nicht das, was Sie denken.»

Sie nickt.

«Eben. Ich dachte, wahrscheinlich fotografiert er die Unterhosen, um sie seiner Tochter zu zeigen, damit die ihm sagen kann, welche er kaufen soll. Aber da es ja nicht das ist, was ich denke, sind Sie offensichtlich doch ein Schwein.»

Oh. Die Denkweise von Verkäuferinnen war für mich

schon immer ein Mysterium.

Dezember letzten Jahres
musste ich für eine
Bühnenproduktion eine weiße
Hose kaufen. Also ging ich in
ein richtiges
Erwachsenenmodekaufhaus, wo
aufgrund der Winterkollektion
jedoch nichts wirklich Helles
hing. Also fragte ich nach einer
strahlend weißen Hose. Die
Verkäuferin, die so etwa in
meinem Alter gewesen sein

dürfte, zwinkerte mir daraufhin zu, gab mir einen regelrecht anzüglichen kleinen Knuff und flötete süß: «Na, da kann wohl noch jemand den Frühling kaum erwarten, was?»

Angemessen überrumpelt, stotterte ich:

«Nein, nein, ich brauche die quasi eher beruflich.»

Augenblicklich wich sie zurück, nahm Haltung an und antwortete in respektvollstem

Ton:

«Oh, Entschuldigung, Herr Doktor.»

Ungefähr eine Minute lang versuchte ich noch erfolglos, das Missverständnis aufzuklären. Bis ich begriff, dass ich schlagartig mehrere Stufen innerhalb der Kundenhierarchie aufgestiegen war. Mein Beruf sprach sich in Sekunden herum. Teilweise kümmerten sich nun drei bis

vier Verkäuferinnen gleichzeitig um mich, waren aufmerksam, zuvorkommend und fröhlich. Sie sahen im Lager nach, kramten unverkäufliche Musterhosen hervor, telefonierten mit anderen Filialen. Natürlich schäkerte man auch, und selbstverständlich wurde jede der Verkäuferinnen früher oder später mit dem ein oder anderen Leiden bei mir

vorstellig. Erstaunlicherweise konnte ich ihnen allen seriös und fachkundig helfen.

Unabhängig von Krankheit und Diagnose empfahl ich zur Linderung stets:

«Viel Gemüse und Obst, wenig Zucker, rotes Fleisch und Weißmehl meiden. Gönnen Sie Ihrem Körper ausreichend Bewegung und Schlaf. Aber lassen Sie auf jeden Fall möglichst bald Ihren Hausarzt

noch mal draufgucken. Obwohl der Ihnen wahrscheinlich genau dasselbe sagt. Haha. Doch besser ist das.»

Am Ende hatte ich eine der schönsten Dreiviertelstunden meines Lebens verbracht, eine hervorragend sitzende weiße Hose gefunden und endlich mal wieder eine Strategie für ein besseres Leben entdeckt. Wann immer ich nun in einem Kaufhaus von den

Verkäuferinnen zu wenig beachtet werde, frage ich nach einer weißen Hose oder weißen Schuhen mit hellen Sohlen. Kurze Zeit später bin ich «Herr Doktor», und alles geht wie von selbst. Wobei ich höchsten Wert darauf lege, mich niemals selber als Arzt auszugeben. Klar, sonst wäre das ja Scharlatanerie.

Ganz am Ende meiner damaligen Doktorlaufbahn, als

ich mit meiner Tüte fast schon draußen war, kam die erste Verkäuferin mir noch einmal nachgelaufen, griff mich am Arm und zischte:

«Sie sind ja gar kein richtiger Arzt.»

Nun war ich verblüfft.

«Wie kommen Sie darauf?»

«Ein richtiger Arzt hätte doch niemals so lange, geduldig, freundlich und fröhlich unsere vielen Fragen beantwortet. Da

hätte er doch gar nicht die Zeit für.»

Das genau meine ich mit: Die Denkweise von Verkäuferinnen war für mich schon immer ein Mysterium. So auch jetzt bei den Unterhosen. Die junge Frau lächelt mich auf eine Art und Weise an, bei der ich nun wirklich nicht weiß, ob sie mich tatsächlich für ein Schwein hält oder einfach nur Spaß an meiner Verlegenheit hat.

Ich entschlief mich, meinen höchsten Trumpf zu spielen.

«Ach, und außerdem bräuchte ich dann aber auch noch eine weiße Hose.»

Sie zieht die Augenbraue hoch.

«'ne weiße Hose?»

«Ja. Strahlend weiß. Aus beruflichen Gründen.»

Zack. Das hat gesessen. Sehe, wie es in ihr rattert. Dann erhebt sie die Stimme

und ruft, ohne den Blick von mir abzuwenden, sehr laut durch den Laden:

«He, Thomas! Der Maler hier, der die ganze Zeit Mädchenunterhosen fotografiert, braucht wohl 'ne neue weiße Arbeitshose zum Bekleckern. Kümmerst du dich darum?»

Alle jungen Mädchen auf der Etage starren uns an. Also zumindest gefühlt. Dann lacht

die Verkäuferin los.

«Ach, ich mach ja nur Quatsch. Ich hab natürlich sofort gesehen, dass Sie Arzt sind.»

«Echt? Woran denn?»

«Jemand, der hauptberuflich mit Farben oder Design zu tun hat, würde doch nie so eine misslungene Farbkombination tragen.»

«Ach so.»

Eine andere Verkäuferin

kommt angerannt. «Stimmt es, dass Sie Arzt sind?»

«Na ja ...» Lege mir schon meinen Rat hinsichtlich Ernährung und Bewegung zurecht, als sie an meiner Hand zerrt.

«Einer hochschwangeren Kundin in der Umkleidekabine da vorn ist gerade die Fruchtblase geplatzt. Sie müssen sofort ...»

In diesem Moment gelingt

mir dann doch eine Ohnmacht.

Altersvorsorge

Seit die Tochter irgendwo aufgeschnappt hat, dass die Renten unserer, also meiner Generation wegen der Niedrigzinspolitik gefährdet sind und viele von uns daher wahrscheinlich später unseren Kindern auf der Tasche liegen werden, legt sie mir immer häufiger wie zufällig Angebote

für Zusatzrenten,
Pflegeversicherungen oder
Immobilienparpläne auf den
Schreibtisch. Manchmal
verziert mit fröhlichen
Herzchen. «Guck mal, Papa,
meinst du wirklich, du brauchst
unbedingt gleich wieder ein
neues Telefon? Für praktisch
dasselbe Geld könntest du auch
eine attraktive
Pflegezusatzversicherung fürs
Alter abschließen, hdl.»

«hdl» heißt «hab dich lieb».

Das Kind bereichert mein Leben und ihre Nachrichten ständig mit irgendwelchen Abkürzungen, deren Sinn beziehungsweise Übersetzung ich mir dann mühsam ergoogeln muss. So spart sie Zeit beim Schreiben, die ich dafür beim Lesen wieder dreifach investiere. Eine Art Umverteilung von Zeit zwischen den Generationen.

Obwohl ich mittlerweile ja schon viele der Kürzel kenne. «cu» für «see you», «hlf» für «have lots of fun» oder «SzosG» für «Schreib zurück oder schreib Geschichte». Manche Sachen lassen sich auch nicht ergoogeln, wie kürzlich: «cVbse» für «coole Verabschiedungsformel bitte selbst einfügen». Das Einzige, was wir früher abgekürzt haben, war vielleicht mal

«Hajo» für «Hans-Joachim»,
oder der Anrufbeantworter
wurde zum «AB», und statt
Ronald Reagan sagten wir:
«Arsch». So Sachen. Ein paar
wenige Abkürzungen, die aber
auch jeder sofort verstanden
hat. Kein Vergleich zu heute.

Beleidigungen kürzen die
Kinder natürlich sowieso ab.
Beispielsweise: «SEF». Für:
«Sein-Essen-Fotografierer».
Was wohl aktuell eine der

verächtlichsten Schmähungen unter Jugendlichen ist. Ich finde das ja vergleichsweise elegant. Gemessen an dem, wie sich Erwachsene so beschimpfen. Ob Erdogan wohl auch beleidigt gewesen wäre, wenn man ihn «Sein-Essen-Fotografierer» genannt hätte? Ob er es überhaupt verstanden hätte? Ist es nicht auch eine Art des Respekts, Beleidigungen so zu formulieren, dass der

Beleidigte sie auch begreifen kann? Ist das am Ende der Grund, weshalb intelligente Satire von der Politik praktisch nie ernst oder auch nur wahrgenommen wird? Egal. Ich glaube, in Erdogans Fall wäre es ohnehin nicht von Belang gewesen. Kann man denn überhaupt irgendwas über ihn sagen, was ihn nicht beleidigt? Also etwas, was nicht gelogen ist wohlgemerkt?

Wenn ich jetzt beispielsweise sagen würde: «Nicht einmal für zehn Millionen Euro wäre ich bereit, Sex mit Erdogan zu haben.» Dann ist das die Wahrheit. Wirklich. Total. Gut, bei zwölf Millionen käme ich natürlich ins Überlegen. Klar. Wer nicht? Aber zehn Millionen? No way. Versprochen.

Zudem wäre die Aussage doch eigentlich auch in seinem

Interesse. Ich meine, er ist sicher gleichfalls froh, keinen Sex mit mir haben zu müssen. Im Prinzip also: Win-win! Und trotzdem glaube ich: Bei all seiner Homophobie wäre er vermutlich doch irgendwie *beleidigt*, dass ich keinen Sex mit ihm haben will. So eitel ist er eben. Schätz ich mal. Wäre bei Putin vermutlich nicht viel anders. Würde ich hingegen sagen, ich will Sex mit Erdogan,

wäre er vermutlich auch beleidigt. Sogar wenn ich es für lau machen würde. So wird aus Win-win Loose-loose. Man kann es ihm nicht recht machen, weil: ist eben so.

Manche Abkürzungen der Tochter sind auch verstörend oder irreführend wie «DDR» («Drück Dich Riesig») oder «SAU» («Seid Alle Umarmt»). Eigentlich hübsch, trotzdem ist es eigentümlich, wenn

Nachrichten mit SAU
unterschrieben sind.

Zudem hat sie mir kürzlich
gestanden, seit einiger Zeit
schreibe sie auch manchmal
nur irgendwelche sinnlosen
Buchstabenfolgen hin. Da sie es
so lustig findet, wie ich dann
verzweifelt versuche
herauszufinden, was das
bedeuten könnte. Im besten
Fall sogar die schwachsinnige
Abkürzung selbst übernehme

und mich so völlig zum Lappen mache. Das findet sie richtig witzig. Weshalb sie kürzlich «DTFfkaM» unter eine SMS geschrieben hat. Nach stundenlangen Recherchen konnte ich es schließlich als «Donald Trumps Frisur formerly known as Meerschweinchen» übersetzen. Hübsch, aber leider völliger Blödsinn.

Habe mich dann gerächt mit

einer selbstgemachten
Abkürzung aus meiner Kindheit
und ihr geschrieben: «wdlid»,
wer das liest ist doof. Damit sie
mal knobelt, und wenn sie das
raushat, dann lache ich.

Doch keine zehn Sekunden
später kam die Antwort: «Vielen
Dank, Papa. Habe mich echt
gefreut. Das ist sehr nett von
dir. Wusste gar nicht, dass du
diese Abkürzung kennst und
benutzt, hdl.»

Seitdem überlege ich
verzweifelt, was ich ihr da wohl
geschrieben haben könnte.
Möglicherweise werde ich es
nie erfahren.

Menu à la sanitaire

Der Taxifahrer, der mich von Emmelshausen nach Boppard bringt, ist Maurer. Oder andersrum. Zumindest leitet er, während er die erstaunlich engen Serpentinaen des Hunsrück einhändig runterrast, nebenher auch noch eine Baustelle.

«Ja, mach noch mal ein

bisschen Wasser in den
Mischer und stell auf zwei. Ich
bin in zwanzig Minuten da,
dann können wir den Beton
aufgießen.»

Ist das die Zukunft? Werden
wir bald alle zwei Jobs haben
und die auch noch parallel
ausüben müssen, um über die
Runden zu kommen?

Wer weiß, womöglich muss
ich mir demnächst bei
Auftritten so einen Grillwalker-

Grill umhängen und nebenher Bratwürstchen verkaufen. Das stört nicht sehr doll beim Vorlesen und wäre ein attraktiver Zuverdienst. Ich bin zwar kein sonderlich guter Griller, aber wem es nicht schmeckt, dem kann ich ja eine zweite Wurst gratis anbieten.

Anderes Beispiel: Als vor ein paar Wochen in einem Hotel in Binz die Toilette defekt war, stand kurze Zeit später der

Koch aus dem Restaurant vor der Tür. In voller Kochmontur. «Wundern Sie sich nicht, ich bin eigentlich Installateur, aber da hab ich nichts gefunden, und jetzt koch ich eben.» Was soll man davon halten? Wird einem demnächst der Chirurg kurz vor der Operation mitteilen: «Wundern Sie sich nicht, ich bin eigentlich Fliesenleger, aber wegen der Knie ging das nicht mehr, und jetzt operier

ich eben. Und? Haben Sie sich schon ein Muster für die Narbe ausgesucht? Wäre gut, wenn wir das wüssten, bevor wir sie dann wieder verfugen.» Die Tochter erging sich später in Phantasien, wie sie unten, im Hotelrestaurant der durchaus gehobenen Preisklasse, die Gäste ansprechen würde.

«Schmeckt es Ihnen? Sieht lecker aus. Stellen Sie sich vor, vor zwanzig Minuten hat der

Koch noch unsere Toilette repariert. Ein Tausendsassa, was? Ich bringe ihm nur seine Löffel. Die hat er bei uns vergessen.» Seitdem gibt es in unserer Familie die stehende Wendung: «Hmmm, das schmeckt ja wie vom Sanitärfachmann zusammengeschraubt.»

Mein Taxifahrer hat sein Baustellengespräch mittlerweile beendet.

Telefoniert aber schon wieder. Diesmal berät er offensichtlich jemanden in puncto Riester-Rente. «Mach dir keine Sorgen. Und wenn das mit der Riester-Rente wirklich alles den Bach runtergeht, kannst du dann ja immer noch bei uns ein bisschen Taxi fahren. Das geht auch mit achtzig oder neunzig noch.»

Das stimmt. So einen Fahrer hatte ich kürzlich erst. In

Koblenz. Näher an den neunzig als an den achtzig, würde ich schätzen. Hat die ganze Zeit vor sich hin gesummt.

Wahrscheinlich um zu signalisieren: «Ich sehe zwar nicht so aus und wirke vielleicht auch nicht so, aber ich bin nach wie vor am Leben und kann durchaus noch pfeifende Geräusche machen. Solange Sie das Pfeifen hören, müssen Sie sich nicht sorgen.

Außerdem kommt man auch mit
knapp zwanzig
Stundenkilometern ans Ziel.»
Irritierenderweise hat er dann
ungefragt an einem Friedhof
gehalten und eine Weile in sich
versunken nachgedacht.
Schließlich ist er aber doch
noch mal losgefahren.

Als ich in Boppard aussteige,
zolle ich dem Fahrer
Anerkennung, wie er so
nebenbei noch eine Baustelle

leitet. Er guckt komisch.

«Wieso Baustelle?» Meint dann lachend: «Ach, wegen des Betons. Denken Sie aber mal nicht, ich würde schwarzarbeiten. Das ist rein privat. Ich bin Pate bei der Hunsrücker Mafia, und wir wollen nur jemanden im See versenken. Deshalb der Beton.» Winkend fährt er davon. Bin beruhigt. Mafia gilt ja meines Wissens nicht als

sozialversicherungspflichtiger
Beruf.

Polizeikontrolle

Fahre mit dem Fahrrad den Kurfürstendamm runter. Die Fußgängerampel kurz vor dem Breitscheidplatz zeigt Rot. Halte an, lasse die Fußgänger rüber. Als alles frei ist, fahre ich wieder los. Weit komme ich nicht. Direkt hinter dem parkenden Kleinlaster schießt plötzlich eine Kelle hervor. An

der Kelle hängt eine Polizistin.
Eine erstaunlich schöne
Polizistin. So schön, dass ich
mich tatsächlich bei dem
äußerst dämlichen,
reflexartigen Gedanken
ertappe: Cool, die hält mich an!
Noch überraschter bin ich, als
sie mich sogar anspricht.

«Sie wissen, warum ick Ihnen
angehalten habe?»

Kaum zu glauben, aber aus
der zarten aristokratischen

Gestalt tönt ein tiefes,
schnoddriges Berliner
Hochdeutsch-Brumm. Im
Prinzip redet sie, als hätte sie
einen Schnauzbart. Versuche,
mir nichts anmerken zu lassen.

«Ähh, nein. Warum denn?»

«Na, die Ampel war noch
tiiiief und entspannt auf
Dunkelrot.»

«Auf Rot?»

«Ouhh jaa, rot wie der Bauch
eines Engländers am Strand

von Mallorca. Na, dit wird nisch billisch.»

Ich sollte mich konzentrieren. Mit Sicherheit kommt es jetzt auf jedes Wort an. Doch ich denke ausschließlich: Ein männlicher Polizist mit Schnauzbart, gefangen im Körper einer wunderschönen Frau – die Welt ist bunt. Sie jedoch knödelt in unbeirrt gelangweilter Routine weiter: «Sind Se mit 'ner

Verwarnung und sechzig Euro einverstanden?»

Oha. Versuche ein sympathisches Lachen: «Wie, ich krieg da sechzig Euro für? Haha ... ha ... ha ...»

Sie lacht nicht.

«Und da kostet's ooch schon achtzig Euro. Einverstanden?»

Schnell durchdenke ich meine Situation. Wenn ich jetzt mit so was anfangen wie: Kind

krank, Freundin schwanger,
Opa liegt im Sterben – das wäre
echt würdelos. Andererseits,
was ist denn so schlimm an
würdelos? Ist ja wohl meine
Würde. Kann ich doch mit
machen, was ich will, oder? Hm.
Das sollte ich mir vielleicht
merken, wenn mal wieder
diskutiert wird, was sie denn
wert ist, die Würde des
Menschen. In meinem
speziellen Fall beginnt da wohl

bei so rund achtzig Euro
Verwarnungsgeld der
Verhandlungsspielraum. Wobei,
eine solch schlichte Ausrede
hört sie doch bestimmt alle
naselang. Womöglich mache ich
es mit so einem Versuch nur
noch schlimmer. Aber
wahrscheinlich ist es auch
keine Lösung, sie weiter, wie
jetzt schon eine ganze Weile,
schweigend mit offenem Mund
anzustarren.

Ihr Kollege tritt dazu. Ein älterer, großer, kräftiger Polizist mit wahrlich standesgemäßem Schnurrbart. Er grinst altväterlich und spricht: «Wollen Sie sich vielleicht doch noch zu der Sache äußern?» Allerdings in glockenheller, sanft melodiöser Sopranlage.

Vermute, das machen die mit Absicht. Oder wurden womöglich versehentlich ihre

Stimmen vertauscht, heute
früh, als sie beide ihre
Dienststimme aus dem Spind
genommen haben? Einfach
verwechselt! Wer kennt das
nicht? Oder sie sind
Bauchredner. Beide. Zufällig
beide Bauchredner, und
nachdem sie ihren eigentlichen
Traumjob im Varieté nicht
bekommen haben,
verwirklichen sie sich jetzt
eben so. Bei der Polizei. Indem

immer der eine für den jeweils anderen redet. Ja, die meisten Menschen mit ordentlichen Berufen tragen eben doch diese unerfüllte Sehnsucht nach einem Leben in Kleinkunst und Tingeltangel in sich. Sie würden nicht glauben, wie viele Kleinkünstler und Tingeltangler wiederum die tiefe Sehnsucht nach einem ordentlichen Beruf in sich tragen.

Die Polizistin reißt mich aus

meinen Gedanken: «Sonst würden wa jetzt nämlich schon ma die Anzeige uffnehmen. Dauert aber 'n bisschen.»

Einen ganz kurzen Moment denke ich noch: Ich sollte nicht sagen, was ich gleich sage. Aber da sage ich es leider auch schon. Sage also: «Ha, ich hab's genau gesehen! Als *Sie* gerade geredet haben, hat sich *sein* Schnurrbart bewegt!» Stille. Die beiden Polizisten starren

mich an. Setze nach:

«Erwischt!»

Weitere Sekunden vergehen,
bis die Frau die Stille
durchbricht: «Und da wär'n wa
nu schon bei hundert Euro
Verwarnungsgeld.
Einverstanden?»

Verdammt. Also gut, mit
einfachen Lösungen werde ich
hier nicht weiterkommen. Ich
muss doch was Besonderes
machen. Etwas Brillantes.

Unerwartetes. Taktischer
Rückzug! Verkünde:

«Einverstanden. Ich muss nur
noch gerade ganz schnell
telefonieren. Es ist wirklich
wichtig.» Rufe Peter an, rede
sehr laut, als er abnimmt: «Ja,
hallo, Peter, ich habe etwas
ziemlich Dummes und
Schlimmes gemacht. Ich bin bei
Rot über eine Ampel gefahren,
und nun wird das dauern, weil
eine Anzeige aufgenommen

wird. Es geschieht mir aber auch recht. Du musst der Frau Schwirrat deshalb sagen, dass ich nicht rechtzeitig mit ihrem Antiallergiemittel da sein werde. Ja. Sie soll sofort einen Krankenwagen rufen, bevor jetzt ein Schock ...»

Peter würde vermutlich gern verwirrt schweigen. Da er das jedoch nicht kann, macht er stattdessen sein Verwirrtes-Schweigen-Geräusch, also:

«Häh?»

Ich rede einfach weiter. «Ach, sie hat schon einen Schock? Oje, oje. Aber ich kann hier noch nicht los. Ich bin ja nun auch selber schuld.»

Peters Geräusch schwillt an.

«Nein, ich habe den Polizisten nicht gesagt, warum ich so schnell über eine rote Ampel gefahren bin ...»

Peters Geräusch implodiert.

«Weil das ja auch gar nicht

ihre Aufgabe ist, sich so Zeug anzuhören. Die haben weiß Gott schon genug zu tun ...»

Die sehr große Hand des Polizisten kracht plötzlich auf meine Schulter. «Sofort auflegen!», summt er in mein Ohr. «Meine Güte, sagen Sie das doch gleich. Steffi, pack den Block weg, die Sache hat sich erledigt!»

Verkneife mir unter größter Anstrengung ein Grinsen.

Taktischer Rückzug und
Triumph! Denke, wenn das der
alte Feldmarschall Blücher
gesehen hätte, hätte ich jetzt
einen Adelstitel und weitläufige
Ländereien in Ostpreußen
bekommen. Denke ich mal. Und
eine Prinzessin zur Frau.
Mindestens. Egal, mit was für
einer Stimme die dann spricht.
Versichere mich: «Dann kann
ich also fahren?»

Er schüttelt den Kopf. «Nein,

nein. Sie schließen das Rad an und fahren dann mit uns. Mit Blaulicht. Und wir kommen mit hoch, zu der Frau Schwirrat. Falls wir gleich weiter in die Klinik müssen. Wenn die Medikamente so spät kommen, ist mit einem allergischen Schock nämlich nicht zu spaßen. Ich kenn mich da aus.»

Vor meinem inneren Auge erscheint Feldmarschall Blücher, wie er befiehlt, Tipp-

Ex erfinden zu lassen, damit er meinen Adelstitel wieder streichen kann. Dann schickt er mich nach St. Helena. Wo ich mir mit Napoleon ein Zimmer teilen muss. Er ruft mir noch höhnisch nach: «Na denn viel Spaß! Soll ja schnarchen, der Korse!»

Den Teil, wie ich Peter im Streifenwagen per SMS instruiere, er solle schnellstens der Schwirrat im zweiten Stock

klarmachen, dass sie jetzt einen allergischen Schock spielen muss – den ich dann kuriere – mit als Pillen getarnten Tic Tacs – die mir Peter heimlich im Treppenhaus zusteckt – aber erst nachdem Frau Schwirrat während der Behandlung flüsternd hundert Euro und dreimal Fensterputzen als Gegenleistung aus mir herausgehandelt hat –, den Teil überspringe ich jetzt mal

komplett.

Immerhin waren die beiden Polizisten zufrieden. Sehr zufrieden sogar. Also spätestens, als sie mich zu meinem Fahrrad zurückgebracht hatten und die wunderschöne Frau sagte: «So, da wäre denn ja jetzt noch die Anzeige, ne.»

Ich starre sie entsetzt an.

Sie aber referiert in geschäftsmäßiger

Freundlichkeit: «Also den
Täuschungsversuch mit die alte
Frau und die Allerjie, den
schenken wa Ihnen. Zumal
mein Kollege ja ooch gleich zu
mir jesagt hat: Ne, lass uns da
doch einfach mal hinfahren und
kieken, was er macht. Dit wird
bestimmt lustig. Und war's
denn ja auch. Aber escht, kann
man nich meckern! Können wa
noch lange von erzählen! Aber
die Fahrten müssen wa Ihnen

natürlich berechnen. Denn
sagen wa mal: hundertfuffzisch!
Einverstanden?»

Ich nicke, schließe die Augen
und höre schon den
schnarchenden Korsen.

Als ich einmal fast Tarzan war

Frau Schwirrat, die gut siebzigjährige Mieterin aus dem vierten Stock des Vorderhauses, ist für ein paar Tage bei Verwandten. Sie hat mir ihren Schlüssel gegeben, damit ich einmal täglich ihren Kater füttere. Da sie angeboten hat, dies mit anderthalbmal

Fensterputzen zu verrechnen,
konnte ich schlecht ablehnen.
Dann wären wir endlich quitt.
Denn einmal hatte ich
tatsächlich ihre Fenster
geputzt, und das andere Mal
durfte ich mit den Schulden
meines Nachbarn Rüdiger
verrechnen. Allerdings fand
Frau Schwirrat im Nachhinein,
dass Rüdigers Arbeit maximal
ein halbes Fensterputzen wert
war, da dieser nicht nur viel

schlechter als ich putze,
sondern dabei auch
nachlässiger gekleidet war und
es ihr überhaupt sehr viel
weniger Freude bereite, ihm
beim Putzen zuzusehen als mir.

Es war irritierend, feststellen
zu müssen, wie sehr ich
insgeheim darauf stolz war,
nicht nur ein besserer
Fensterputzer als Rüdiger zu
sein, sondern auch noch eine
deutlich attraktivere Figur

dabei abzugeben. Das war der Moment, in dem ich anfang, mich heimlich beim Putzen im Spiegel zu beobachten.

«Mittelalte Männer, die sich beim Putzen heimlich selbst im Spiegel beobachten und daran erfreuen. Ein gesellschaftliches Tabuthema, das zu Recht totgeschwiegen wird.» Das sollte ich mir merken, falls ich demnächst mal wieder gefragt werde, ob es auch Themen gibt,

die ich beim Schreiben meide.

Frau Schwirratts Schlüssel habe ich aber dennoch nur ungern entgegengenommen, da ich schon mehrfach erleben durfte, wie ungehalten Katzen werden können, wenn man ihnen neues Personal zuteilt.

Frau Schwirrat jedoch ist eine weltgewandte Frau und weiß natürlich um das Hierarchiegefüge zwischen Mensch und Katze. Daher

benennt sie ihre Kater auch schon seit Jahren nach den gerade Regierenden Bürgermeisterern. Wobei die Tiere natürlich länger leben, als die Stadtoberen im Amt sind. Das ist auch bei Herrn Wowereit nicht anders. Zudem hat Frau Schwirrat noch eine weitere Idee: «Rufen Sie mich einfach auf dem Handy an, wenn Sie in die Wohnung gehen, und legen Sie

Kläuschen dann den Hörer hin.
Das beruhigt ihn, freut mich,
und Sie können sich in Ruhe
um die Pflanzen und das Futter
kümmern.»

Während der Ex-Regierende
also vor dem Telefon liegt und
der sanft aus dem Gerät
tönenden Stimme seiner
Sekretärin lauscht, erledige ich
meine Aufgaben. Dann
übernehme ich noch mal kurz
das Gespräch.

«Ich hab auch gleich ordentlich gelüftet. Das war echt mal nötig.»

«Oh, da müssen Sie aufpassen. Wenn alle Fenster offen stehen, gibt das gewaltig Durchzug. Das ist nicht gut für Herrn Wowereit.»

Denke: Na ja, das bisschen Wind wird den rüstigen Politrentner schon nicht umbringen. Lüge jedoch sozialkompetent: «Jaja,

natürlich, ich hab auch schon wieder zugemacht.»

«Ach, und könnten Sie noch kurz in mein eBay-Konto schauen und mir später eine SMS schreiben, ob ich die Prince-Bootlegs aus Minneapolis gekriegt habe? Da gibt's einen Zettel mit Usernamen und Passwörtern und so. Der ist ...»

Höre gar nicht weiter zu, denn ich sehe ihn schon direkt

neben dem Computer liegen. Unfassbar. Ein loses DIN-A4-Blatt mit einer Unmenge sauber aufgelisteter und zugeordneter Benutzernamen, Geheimzahlen, Passwörter, Keycodes, einfach allem. Für jedermann sichtbar neben dem Rechner. Die Schwirrat redet immer noch. Falle ihr ins Wort.

«Ich hab ihn schon gefunden. Aber hören Sie mal, das ist sehr unvorsichtig. Diese ganzen

Zugangsdaten alle
unverschlüsselt auf einem DIN-
A4-Blatt.»

«Ach, was kann mir schon
einer wegnehmen? Früher hab
ich ständig meine Passwörter
vergessen, nicht
wiedergefunden, verwechselt.
Das hat richtig genervt. Jetzt
hab ich dafür *einen* Zettel, und
gut ist.»

«Sie haben diesen Zettel nur
einmal?»

«Natürlich.»

«Das ist ja doppelt gefährlich. Stellen Sie sich vor, der kommt weg.»

«Ach, wieso sollte der wegkommen?»»

Ein gewaltiger Durchzug erfasst den Zettel, der durchs Fenster schießt, zwei-, dreimal durch die Luft tänzelt und schließlich in der großen Linde vor dem Haus hängen bleibt.

Sage: «Ja, wieso eigentlich?

Äh, ich muss jetzt auflegen.

Habe doch noch mehr zu tun,
als ich dachte.»

Sie lacht: «Jaja,
wahrscheinlich wieder
Papierkram, was?»

«Ja. Papierkram trifft es
ziemlich gut. Also Zettelkram,
genau genommen. Egal.
Tschüss!»

Lege auf.

Der Baum ist nicht weit weg.
Ich könnte da reinspringen und

den Zettel holen. Aber ich würde nie wieder vom Baum runterkommen. Die Feuerwehr? Für einen popeligen Zettel? Die fühlen sich doch veräppelt. Wenn ich jedoch reinspringe, müssten die mich retten. Andererseits wäre das aber auch ziemlich peinlich. Hole die Katze. Die wehrt sich zwar mit Pfoten und Pfoten. Aber hilft ja nichts. Werfe sie in den Baum. Rufe

dann die Feuerwehr an. Wenn die kommen und die Katze retten, werde ich sie einfach bitten, den Zettel gleich mitzunehmen. Bin selbst beeindruckt, wie schnell ich einen so einfachen und doch brillanten Plan entwickeln kann. Feuerwehr sagt, sie kommen, aber womöglich nicht sofort. Katze im Baum hat nicht die allerhöchste Priorität. Sage, das versteh ich gut.

Rufe Herrn Wowereit zu, es täte mir ehrlich leid, aber die Feuerwehr schätzt andere Leben höher ein als seins. An seiner Stelle würde ich mich da gar nicht drüber ärgern. Bringt ja nichts. Der Ex-Regierende ignoriert meinen Rat. Faucht mich wütend, feindselig an. Wird wahrscheinlich seinen gesamten noch verbliebenen politischen Einfluss gegen mich geltend machen, wenn er

wieder drinnen ist.

Sirenen, die Feuerwehr! Oh, das ging jetzt aber doch schnell. Die Katze erschrickt, macht dann drei Sätze und springt durchs offene Fenster zurück in die Wohnung.

Verdammt, ein zweites Mal lässt die sich jetzt garantiert nicht fangen. Also zumindest nicht von mir. Aber die Feuerwehr wird jede Sekunde hier sein. Wenn außer dem

Zettel nichts mehr im Baum ist,
fahren die doch sofort wieder.
Erkenne, dass ich keine andere
Wahl habe. Auch wenn es mir
überhaupt nicht gefällt: Ich
werde springen müssen und
später einfach sagen, das Tier
habe mir so leidgetan. Da ich
nicht wusste, wann die
Feuerwehr eintrifft, hätte mir
mein Gewissen befohlen,
meinen Platz mit dem Tier zu
tauschen. Also selbst in den

Baum zu springen und es zu befreien, indem ich es zurück in die Wohnung werfe. Keine schöne, komfortable Lösung, aber so bin ich am Ende immerhin ein Held. Irgendwie auch besser als nix.

Atme tief durch, schließe die Augen und springe. Erreiche gerade so einen kräftigen Ast. Der knackt, hält aber. Dann Schmerz, habe plötzlich den Verdacht, dass das gar nicht

der Ast war, der da geknackt hat. Überall Schmerzen, habe mir alle Muskeln gezerrt, sämtliche Steiße geprellt und hunderte Knöchel verknackst. Öffne die Augen. Sehe, dass ich tatsächlich höchst unvorteilhaft in diesem Baum hänge. Dem hohen Baum. Jetzt wird mir auch noch schwindelig. Und schlecht. Unglaublich schlecht. Passiert das eigentlich häufig, dass zu rettende Personen sich

auf den Feuerwehrmann, der auf dem Weg hoch zu ihnen ist, übergeben müssen? Hätte nie gedacht, dass ich über so was mal nachdenken würde. Halte das hier keine zwei Minuten mehr aus, will bloß noch gerettet werden, gerettet werden, gerettet ...

Höre, wie die Feuerwehr unten vorbeifährt.

Verdammt. Die waren dann wohl doch nicht auf dem Weg

hierher. Wahrscheinlich hat irgendein Spinner seine Wohnung in Brand gesteckt. So ein Arsch. Nicht zu fassen, wie unvorsichtig manche Idioten hier in der Stadt sind!

Herr Wowereit sitzt im Fenster und schaut sehr zufrieden zu mir rüber. Ganz so, als wolle er sagen: Und morgen mach ich dich auch noch zum Flughafenchef. Will das Beste aus der Situation

machen und wenigstens den Zettel retten. Greife nach ihm, der löst sich und segelt langsam zu Boden. Ein Passant hebt ihn auf.

Rufe: «Hallo, könnten Sie den Zettel bitte einfach in den Briefkasten bei Evers werfen?»

Er antwortet: «Sind das alles Geheimzahlen und Passwörter?»

«Werfen Sie den bitte einfach in den Briefkasten.»

«Hören Sie, das ist aber sehr gefährlich, die alle auf einem Zettel stehen zu haben.»

«Ich weiß. Bei Evers in den Briefkasten.»

«Und da oben in dem Baum rumzuklettern ist auch sehr gefährlich. Stellen Sie sich vor, Sie fallen auf jemanden drauf. Was dem alles passieren kann. Was Sie machen, ist Ihre Privatsache. Meinetwegen können Sie die ganze Nacht da

oben in dem Baum sitzen und sich für Tarzan halten. Aber Sie gefährden auch die Menschen hier auf dem Bürgersteig.»

«Ja, auch das ist mir bewusst. Es tut mir sehr leid, dass ich in diesem Baum hänge. Das können Sie mir glauben.»

«Haben Sie überhaupt eine Genehmigung dafür, da in dem Baum zu hängen?»

«Brauche ich dafür eine Genehmigung?»

«Keine Ahnung. Haben Sie denn keine?»

«Nein. Das war jetzt eher so ein spontaner Entschluss.»

«Na wunderbar. Da weiß ich aber nicht, wie das dann mit Ihrem Versicherungsschutz ist, wenn Sie nicht mal eine Genehmigung haben.

Womöglich zahlt dann auch die Haftpflicht nicht. Das kann ein teurer Spaß werden, was Sie da machen.»

«Könnten Sie nicht einfach den Zettel einwerfen?»

«Sie haben Glück. Ich vermittle Versicherungen. Individuell zugeschnitten. Wenn wir eine Einigung finden, werfe ich Ihnen auch den Zettel in den Briefkasten.»

Nachdem ich vor Zeugen, also einer Mutter mit Kinderwagen, die auch noch zufällig vorbeikam, mündlich eine Versicherung bei ihm

abgeschlossen habe, wirft er endlich das Geheimwörterblatt in den Briefkasten. Mehrere Stunden später befreit mich die Feuerwehr. Ich bin überrascht, als ich kurz darauf feststelle, das in den vielen Stunden, die ich in diesem Baum gehangen habe, offensichtlich auf den Uhren aller anderen Menschen dieser Dimension nur fünfundvierzig Minuten vergangen sind. Offensichtlich

saß ich nicht nur zehn Meter über dem Boden, sondern auch noch in einem Riss des Raum-Zeit-Kontinuums fest.

Zurück in der Wohnung, grinst Herr Wowereit so zufrieden wie bei seiner Rücktrittserklärung. Doch zumindest habe ich die Liste gerettet. Dafür hat sich das Ganze ja wohl gelohnt. Wenn nun wenigstens das eBay-Passwort funktionieren würde.

Tut es allerdings nicht. Rufe Frau Schwirrat an. Sie lacht.

«Ach, der Zettel neben dem Computer. Nein, der ist natürlich nur Fake, um Einbrecher zu verwirren. Die richtige Liste ist schon in einem Umschlag in der Schublade. Das hatte ich aber doch auch alles so erklärt. Offen neben dem Computer? Das wäre doch viel zu gefährlich. Da sollten Sie übrigens auch vorsichtiger

sein ...»

Wie recht sie hat.

Nazi-Heidelbeeren

Samstagvormittag. Stehe im Supermarkt und schaue gedankenverloren auf das Obst- und Gemüseregal. Die Freundin hat mich gebeten, Heidelbeeren mitzubringen. Jedoch dürfen sie keinesfalls aus Übersee kommen. Wegen der Umwelt, der Ressourcen und natürlich mal überhaupt.

Versuche daher
herauszukriegen, woher die
Heidelbeeren sind. Im Prinzip
verstehe ich ihre Bedenken
vollkommen. Sie hat absolut
recht. Selbstverständlich. Wie
meistens. Eigentlich immer.
Insbesondere global gesehen.
Wenngleich man einwenden
könnte: Jetzt sind die Beeren ja
schon mal hier. Sie jetzt nicht
zu kaufen und zu essen,
nachdem sie schon den langen

Weg aus Übersee hinter sich haben, wäre nun auch Verschwendung. Und sie wieder nach Übersee zurückzuschicken, sicherlich noch dämlicher. Zudem sind auch regionale Produkte nicht immer unumstritten.

Beispiel: Eine weitläufige Bekannte in einem noch weitläufigeren Teil Brandenburgs hat dort tatsächlich Ärger mit einem

Nazi-Biobauern. Sehr unerfreuliche Geschichte. Er bekennt sich recht offen, macht entsprechende Veranstaltungen, liebäugelt sogar damit, für Ämter zu kandidieren. Bekannte piesacken ihn mit Flugblättern à la «Obst und Gemüse aus der Region. Unbehandelt, dafür aber mit vielen braunen Stellen». Dazu gezeichnete Kartoffeln mit Hitlergruß und

ein Fenchel, dessen Grün wie eine Hakenkreuzfrisur aussieht. Eigentlich ganz schön gemacht, hat aber wohl trotzdem einigen Ärger gegeben.

Nun frage ich daraufhin die Freundin: «So, mal angenommen, ich habe jetzt im Supermarkt nur die Wahl zwischen weitgereisten Übersee-Heidelbeeren und regionalen Nazi-Heidelbeeren.

Was ist da besser? Was soll ich denn dann deiner Meinung nach nehmen?»

Sagt sie: «Erdbeeren. Und zwar möglichst ortsansässige, basisdemokratisch selbstverwaltete.»

Eine außerordentlich attraktive Frau auf der anderen Seite des Obstregals spricht mich an: «Hallo?»

Ich erschrecke.

«Äh, ja?»

«Starren Sie mich an?»

«Was? O nein. Ich war nur in Gedanken. Also habe überlegt, woher wohl die Heidelbeeren kommen. Sie wollte ich nicht anschauen.»

«Sie wollten mich nicht anschauen?»

«Doch. Natürlich. So meinte ich das nicht. Ich ... äh ... nein, also ich würde Sie ohne Weiteres sehr gerne

anschauen. Wer nicht? Offen gestanden würde ich Sie sogar gerne anstarren.

Selbstverständlich nicht anzüglich. Also nur so starren, dass Sie es nicht merken oder sich belästigt fühlen. Sprich eben so, dass keiner denkt, der andere wäre gestört ...»

Während ich mein hektisch-hilfloses Gestammel ebenso leidend wie überrascht verfolge, lächelt die Frau schon

wieder. Sehr nett und souverän.

Ein Mann, der offensichtlich zu ihr gehört, tritt hinzu. Er hingegen schaut außerordentlich feindselig. «Was ist denn hier los?»

Die Frau sagt: «Nichts», dreht sich weg und will weiterziehen. Er aber rührt sich nicht und fixiert mich mit stechendem Blick. Ich will ihn beruhigen. «Machen Sie sich

keine Gedanken. Da war wirklich nichts. Ich habe nur Ihre Frau angestarrt.»

«Was?»

«Aus Versehen. Natürlich. Aus Versehen angestarrt. Also ich versichere Ihnen, während ich Ihre Frau angestarrt habe, habe ich an nichts anderes als an Heidelbeeren und Nazis gedacht.»

Er bleibt misstrauisch. Meint plötzlich: «Ich kenn Sie doch

irgendwoher!»

Oh, bitte nicht. Versuche, abzuwehren. «Nein, das kann gar nicht sein. Sie verwechseln mich.»

«Doch, doch, garantiert. Ich kenne Sie irgendwoher.»

Es hilft nichts. Beschließe, die Situation lieber aufzulösen, bevor alles noch blöder wird:
«Na ja, waren Sie in den letzten Jahren vielleicht häufiger mal in Köln?»

Er horcht auf. «O ja, ich war und bin sogar sehr häufig und regelmäßig in Köln.»

«Ach, dann weiß ich, dann kennen Sie mich daher.»

Er wirkt zufrieden, nickt fröhlich: «Sehen Sie! Hatte ich nämlich doch recht.»

«Ja, das stimmt. Ich habe da wirklich lange Jahre in diesem Puff gearbeitet. Dem Bordell in Mühlheim, hinterm Tresen. Daher kennen wir uns!»

Stille. Stillste Stille kehrt ein
im Supermarkt. Es ist, als
könnte man eine Heidelbeere
fallen hören. In den Kopfsalat.
Der Mann hat aufgehört zu
nicken. Er wirkt jetzt
verkrampft. Man erkennt, wie
es in ihm rattert. Panik flackert
in seinen Augen. Klar, er will
jetzt unbedingt eine gute,
kluge und souveräne Antwort
geben. Mich irgendwie als
Lügner entlarven. Aber wie?

Zudem muss die Antwort
schnell kommen. Sehr schnell!
Man sieht förmlich, wie sich die
Gedanken rasend durch seinen
Kopf drehen, fast wie die Räder
eines Glücksspielautomaten.
Dann, in größter Anspannung
und völliger Verzweiflung,
drückt er einfach auf Stop.
Doch die drei Sätze, bei denen
die rotierenden Gedanken
seines
Glücksspielautomatengehirns

stehenbleiben, lauten
tragischerweise:

«So ein Quatsch. Sie Lügner.
Da war doch gar kein Tresen!»

Leider verloren. Und zwar,
grob überschlagen: alles. Die
Antwort hallt kurz nach. Er
schaut mich an. Schaut seine
Frau an. Hält inne und verlässt
dann fluchtartig den
Supermarkt. Es ist fast, als
bliebe eine Staubwolke zurück.
«Uruguay!», sagt die Frau zu

mir.

«Bitte?»

«Die Heidelbeeren kommen aus Uruguay.»

«Ach so. Waren Sie da schon mal?»

«Warum? Haben Sie da auch im Bordell gearbeitet?»

«Mir tut das wirklich alles sehr leid.»

«Das glaub ich Ihnen nicht.»
Sie lacht. «Aber wer weiß,
wofür das Ganze gut war. Wir

hatten tatsächlich gerade ein paar

Meinungsverschiedenheiten in einigen richtig wichtigen Fragen. Jetzt wird er erst mal ein dermaßen schlechtes Gewissen haben, dass da wohl alle Entscheidungen zu meinen Gunsten ausfallen. Und dann muss man mal sehen.»

Erstaunlich gutgelaunt verschwindet sie zwischen den Regalen.

Ich bleibe erneut starrend,
sinnierend zurück. Bis ich
angerempelt werde. Von einem
Mann mit Einkaufswagen, der
mich daraufhin laut anpöbelt:

«Mannmannmann! Was
stehen Sie denn hier so
blödsinnig, drömelig rum?
Wollen Sie gucken, wer
schneller schlecht wird – das
Obst oder Sie?»

Er erntet damit, wie wohl
gewünscht, durchaus

Aufmerksamkeit. Bemerke, wie andere Kunden uns erschrocken anstarren.

Erwidere:

«Sagen Sie, kenne ich Sie nicht irgendwoher? Waren Sie womöglich schon häufiger mal in Köln?»

Er strahlt.

«Tatsächlich. In Köln war und bin ich oft, sehr oft!»

Ich lächle, denn er wird nicht mehr lange strahlen. Denke,

mit dem richtigen Satz für den
Notfall kann selbst das
Einkaufen im völlig überfüllten
Supermarkt am späten
Samstagvormittag manchmal
richtig Spaß machen.

Der kategorische Imperativ ist keine Stellung beim Sex

Wenn ich meinen Computer einschalte, werden mir ungefähr dreißig verschiedene WLAN-Netze aus der Nachbarschaft angezeigt, die quer durch meine Wohnung strahlen. Früher hießen die meisten davon wie ihre Geräte:

Fritzbox, Speedport, Horstbox und so weiter. Mittlerweile jedoch haben praktisch alle persönliche Namen und werden immer häufiger auch als eine Art Schwarzes Brett für Mitteilungen an die Nachbarn genutzt. So heißt eines zum Beispiel:

«Beim Ficken bitte die Fenster zum Hof schließen!»

Ein anderes:

«Habe Hunger. Wer kocht?»

Was später umbenannt wurde
in:

«Tausche Mann gegen warme
Mahlzeit.»

Manche Netznamen sind
freundlich, optimistisch: «Kopf
hoch!», «Nur Mut!». Andere
weniger: «Wir werden alle
sterben».

Manchmal mache ich auch
kleine Spiele. So heißt
beispielsweise ein Netz «Keine
Ahnung», ein anderes «Kein

Netz». Also nenne ich meines
«ist das neue» und hoffe, dass
sie irgendwann zufällig so in
der Reihenfolge
untereinanderstehen, dass man
liest: «Kein Netz ist das neue
keine Ahnung». Und wenn das
passiert, freue ich mich. Völlig
sinnlos, manchmal muss ich
mehr als zwanzigmal die
Netzsuche neu durchlaufen
lassen. Aber wenn es endlich
klappt, habe ich Spaß.

Immerhin.

Auch wenn das natürlich ein Humor ist, der einen manchmal sehr einsam wirken lässt. Ein paar Netzbetreiber aus meiner Nachbarschaft kenne ich. Von den meisten jedoch weiß ich nicht mehr als ihren WLAN-Namen. Moderne anonyme Kommunikation. Als wir die technischen Möglichkeiten noch nicht hatten, funktionierte sie anders.

Vor rund fünfundzwanzig Jahren war ich bei einem Freund in Münster zu Besuch. Da seine Wohnung extrem klein war, schlief er jedoch bei der Freundin, und ich war nachts allein in seinem Zimmer. Als ich dort gegen Mitternacht auf dem kleinen Balkon saß und rauchte, betrat nach kurzer Zeit auch jemand den Balkon darüber. Obwohl wir uns nicht

sehen konnten, spürten wir doch gegenseitig unsere Anwesenheit. Irgendwann sprach er deutlich hörbar einfach so in die Nacht hinein.

«Ich habe einen total schnuckeligen, aber völlig betrunkenen und wehrlosen Typen mit nach Hause genommen. Der ist jetzt im Badezimmer. Ist es okay, seinen Zustand auszunutzen?»

Eine schwierige Frage. Zumal

ich beide Männer nie gesehen hatte, geschweige denn kannte. Daher entschloss ich mich für einen ewig gültigen Klassiker und redete gleichfalls einfach so in die Nacht:

«Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.»

Ein Räuspern auf dem oberen Balkon. «Ich weiß nicht recht, was ich von diesem Rat halten

soll.» Da ertönte noch eine – leicht verärgerte – weibliche Stimme vom Balkon unter mir:

«Meine Güte, er rät dir zum kategorischen Imperativ.»

Wortlos erhob sich der Mann, ging zurück in die Wohnung und schloss die Balkontür. Ich tat es ihm gleich. Als ich rund anderthalb Stunden später für die Gute-Nacht-Zigarette nochmal heraustrat, konnte ich hören, wie er wieder auf dem

Balkon über mir saß.

«Und?», fragte ich ins Dunkel der Nacht.

Ein kurzes Husten, dann die Antwort. «Ich habe ihn auf den kategorischen Imperativ angesprochen. Ein wenig lallend zwar, aber doch gut zu verstehen meinte er, der kategorische Imperativ sei kein Problem für ihn. Im Gegenteil, der kategorische Imperativ sei sogar seine Spezialität.»

Stille. Bis wieder die immer noch genervt klingende weibliche Stimme von unten erklang:

«Meine Herrschaften. Der kategorische Imperativ ist keine Stellung beim Sex.»

Doch der Mann oben antwortete sehr entspannt:

«Ich weiß, aber: Ist egal, war trotzdem toll!»

Bis heute habe ich keine Ahnung, wer die beiden

Menschen waren, mit denen ich in jener Nacht sprach. Nähe durch Anonymität gab es auch schon lange vor dem World Wide Web. Sie war und ist besser als ihr Ruf.

Die gechillte Ethikkommission

Sitze im 19er Bus. Mein
Käsebrötchen aus der Bäckerei
ist irgendwie ziemlich
versalzen. Denke: Wie kann
einem denn so etwas passieren?
Ein Käsebrötchen zu versalzen?
Die zwei vielleicht
dreizehnjährigen Jungs, die vor
mir sitzen, unterhalten sich

über die Fifa. Also genau
genommen über die Fifa-
Ethikkommission.

Mannmannmann, auch so eine
Sache. Also ich kenne einen
Fleischer, der ist Vegetarier.
Und einen Buchhändler, der
selbst eigentlich immer auf die
Verfilmungen wartet. Und
natürlich gleich mehrere
Friseure mit Vollglatze. Das
alles ist schon ziemlich seltsam.
Aber nichts, wirklich nichts ist

meines Erachtens so absurd
wie eine Fifa-Ethikkommission.

Einer der beiden Jungs
spricht nun ins Handy, sagt,
dass sie unterwegs nach
Kreuzberg seien. Also
tatsächlich sagt er, «sie würden
BVG-mäßig Richtung
Kreuzberg chillen». Das klingt
für mich wie Fifa-
Ethikkommission. Entweder
man chillt, oder man hängt mit
den Berliner

Verkehrsbetrieben (BVG) ab, weil die zufällig denselben Weg haben wie man selber. «BVG-mäßig Richtung Kreuzberg chillen» geht eigentlich nicht.

Früher hätte man das ohnehin anders formuliert. Unsere sprachlich sensiblere Generation hätte das vermutlich sehr viel gediegener und präziser ausgedrückt: «Bin 19er Bus und gleich da, Keule!» So sprach seinerzeit

der urbane Philologe.

Keule sagt heute auch keiner mehr. Heute sagt man «Digger» oder «Bitch». Das liegt an der Globalisierung. Wobei, ich habe mir sagen lassen, diese Begriffe sind auch nur noch zulässig, wenn man sie geschlechtsübergreifend einsetzt. Also Frauen «Digger» und Männer «Bitch» nennt. Das wiederum wegen der Gender-Hygiene. Gender-Hygiene

freilich ist kein Begriff aus der Jugendsprache, sondern einer aus den Talkshows. Gender-Hygiene hatten wir früher auch nicht. Beziehungsweise man hat uns eben nichts davon gesagt. Aber was hat man uns denn überhaupt gesagt?

Nichts. Uns hat man damals ja eigentlich kaum verraten, dass es unterschiedliche Geschlechter gibt. Doch wir haben es trotzdem

rausgekriegt. Alles haben wir
rausgekriegt. Über alle
Geschlechter. Komplett. Weil
wir Interesse hatten! Noch
neugierig waren!! Nicht nur
den ganzen Tag mit unseren
Handys rumgespielt haben.
Gut, okay. Wir hatten natürlich
früher auch keine Handys, in
die wir unsere Sätze säuseln
konnten. Damals, in der
Keulenzzeit. Gab's alles nicht.
Wir mussten unsere Sätze noch

aus dem Bus von einem Bezirk bis in den nächsten schreien. Von Schöneberg bis Kreuzberg schreien. Schaffte man oft gar nicht. Weshalb der, der es gehört hat, das dann weitergeschrien hat bis zum Nächsten, der es wieder weitergeschrien hat zum Übernächsten und dann immer so fort – bis der Satz in Kreuzberg war. Also wenn man eine gute Schrei-Netz-

Abdeckung hatte. Damals klang die Stadt noch anders. War nicht immer nur schön!

Die beiden dreizehnjährigen Jungs starren mich plötzlich irgendwie seltsam an. Auch die anderen Fahrgäste gucken komisch. Mich beschleicht ein unangenehmer Verdacht. Frage leise: «Jungs, habe ich womöglich das, was ich gerade gedacht habe, versehentlich relativ laut gedacht?»

Die beiden Jungs nicken
schüchtern, einer sagt:
«Allerdings, Keule.»

Schaue mich um. Denke,
gäbe es eine BVG-Bus-
Ethikkommission und ich wäre
der Sepp Blatter der BVG-Bus-
Ethikkommission, dann würde
ich sagen: «Mir ging es immer
nur ums Busfahren. Die
Schönheit und Zukunft des
Busfahrens an sich. Nie um
mich oder mein persönliches

Vorankommen. Nur der Natur des Busfahrens habe ich mein Leben gewidmet.» Meine Güte, dieses Käsebrötchen ist aber wirklich extrem salzig, das wird ja immer schlimmer.

Einer der Jungs weist mich darauf hin, dass ich immer noch laut denke. Verdammt. Wenn das schon den ganzen Tag so ist, dass ich alles, was mir durch den Kopf geht, laut ausspreche, dann ...

Erinnere mich, wie die
Bäckereifachverkäuferin
meinte, sie hole mein
Käsebrötchen mal lieber von
hinten, so sei es ganz frisch.
Und ich, nachdem sie sich
umgedreht hatte, dachte: Na,
die hat über die Feiertage aber
schön ein paar Pfunde
zugelegt, was? Wittere einen
Zusammenhang. Höre auf der
Stelle auf zu denken.

Berliner Dialoge (Folge 17)

An der Bushaltestelle. Ein Paar um die fünfzig sitzt auf dem kleinen Bänkchen. Ihr scheint etwas auf dem Gemüt zu lasten. Zumindest wirkt sie, als wäre sie in großer Sorge. Das entgeht auch ihm nicht.

«Was hast'n?»

Sie seufzt.

«Du, sag mal, war ich da gerade in der Bäckerei zu freundlich?»

Eine Frage, die so wohl nur in Berlin in aller Normalität und Alltäglichkeit gestellt wird. Er antwortet vermutlich vollkommen aufrichtig:

«Wäre mir jetzt so gar nicht aufgefallen.»

Das beruhigt sie nicht.

«Doch, doch. Zweimal bedankt und dann noch 'nen

schönen Tag gewünscht.

Gemessen am Service war das doch vollkommen übertrieben.»

Er denkt angestrengt nach.

Tröstet schließlich:

«Na ja, vielleicht haste ja Glück gehabt, und sie hat deine Nettigkeit gar nicht wirklich bemerkt.»

Sie nickt traurig.

«Wollen wa's mal hoffen.»

Das Vertun

«Nichts auf der Welt ist so gerecht verteilt wie der Verstand. Denn jedermann ist überzeugt, dass er genug davon habe.»

René Descartes

Signalstörung

Im ICE. Irgendwo zwischen Frankfurt und Mannheim kommt die Durchsage, dass wir rund fünfzehn Minuten Verspätung haben werden. Aufgrund einer Signalstörung. Vermutlich, denn die zweite Hälfte der Ansage geht bereits im lauten Geschrei unter. Gelangweilt schaue ich in den

Waggon, um zu sehen, welcher der Mitfahrer ein so sinnloser Wüterich, sprich lästig unerfahrener Bahnfahrer ist. Zumeist sind ja die Verspätungen selbst weit weniger nervend als die Fahrgäste, die daraufhin mit ihren wilden Bahntiraden beginnen. Und tatsächlich ist der Wutausbruch rein inhaltlich betrachtet von geradezu klassisch-zeitloser Penetranz.

«O nee, schon wieder.

Ständig. Ständig ist der zu spät. Dieser Zug. Ich hab so die Schnauze voll. Signalstörung! Was soll das sein? Ich geb gleich auch mal 'n Signal! Und dann seid ihr aber gestört, ihr Signaldödel!»

Doch irgendetwas ist ungewohnt. Ich brauche einen Moment, bis ich es begreife, dann wird mir klar: Der Schimpfer ist vermutlich gar

kein unerfahrener Reisender.
Sogar ziemlich sicher nicht.
Denn es ist – der Schaffner.

Mit knallrotem Gesicht hüpfte
er nun auf und ab.

«Immer zu spät! Oder
ständig. Ständig immer zu spät.
Ich verstehe nicht, wieso wir
das nicht hinkriegen! Was ist
denn so schwer daran, einfach
mal pünktlich zu sein?»

Die anderen Fahrgäste
versuchen, ihn zu beruhigen.

«So schlimm ist das doch gar nicht. Die paar Minuten.»

Der Schaffner aber bleibt außer sich.

«Paar Minuten! Paar Minuten! Wenn ich das schon höre. Wir sind einfach zu blöd. Zu doof zum Pünktlichsein. Das sind wir! So sieht's doch aus!»

Ein älterer Herr legt sein Bahn-Witze-Buch zur Seite und sagt mit besänftigender Stimme:

«Jetzt sind Sie aber zu streng mit sich. Bei so einer gigantischen Logistik und Technik lassen sich Fehler ja nun gar nicht vermeiden. Das passiert einfach. Mit dem Auto steht man doch auch im Stau.»

Der Schaffner nickt dankbar, hat aber noch einen Trumpf im Ärmel:

«Und die Anschlusszüge? Wer verpasst denn jetzt alles wegen dieser Verspätung

seinen Anschlusszug? Hm?»

Ein paar Reisende, unter anderem ich, melden sich schüchtern. Als der Zugbegleiter unsere Finger sieht, jault er auf. Höre mich zu meiner eigenen Überraschung stammeln:

«Ach, die – zwei – Stunden – in – Mannheim. Bei dem schönen Wetter. So ein Spaziergang durch – Mannheim ... was kann's

Schöneres geben? Nicht wahr?»

«Und Ihr schwerer Koffer?»

«Ach, so schwer ist der gar nicht. Im Gegenteil. Ich mache sowieso gerade Unterarm-Pilates. Da ist Rollkofferrollen quasi mein Beauty-Training.»

Das beruhigt ihn endlich. Als ich in Mannheim aussteige, rufe ich noch möglichst laut in seine Richtung: «Ah, endlich mal zwei Stunden, die allein Mannheim

und mir gehören. Mannheim und ich. Da haben sich zwei gefunden. Wie schön!» Freude mich, dass er mir durch die sich schließende Tür zulächelt, und setze mich wegen des strömenden Regens in Gesellschaft eines extrem trockenen Brötchens in den Snack-Back im Bahnhof. Nehme mir eine Obdachlosenzeitung, die jemand liegengelassen hat. Blättere zu einem Artikel mit

Businessstipps. Denke noch so:
Warum stehen in einer
Obdachlosenzeitung
Businessstipps?, da lese ich
schon Tipp fünf: «Wenn
wirklich mal was schiefgeht,
was Sie nicht ausbügeln
können, beschimpfen Sie sich
am besten möglichst laut selbst.
Dann muss der Kunde das nicht
mehr tun, wofür er Ihnen am
Ende sogar dankbar sein wird.»
Meine Güte, wer denkt sich

bloß immer diese idiotischen
Tipps in Zeitschriften aus?
Welcher intelligente Kunde
würde denn auf so eine
durchsichtige Taktik reinfallen?

Ein Geschäftsreisender
kommt vorbei, drückt mir zwei
Euro in die Hand und nimmt
sich die Zeitung. Renne ihm
nach. Sage: «Tut mir leid, aber
das ist ein Versehen.»

Er starrt mich an: «Wieso?»

Antworte: «Ist teurer

geworden. Die Zeitung. Kostet
jetzt drei Euro.» Dann
beschimpfe ich den Verlag, das
Universum und mich wegen der
ständigen Preiserhöhungen. Er
tröstet mich, fragt, ob ich auf
einen Zehner rausgeben kann.
Sage, ich hab nur Hunderter,
aber ich geh wechseln im
Schlemmer-Kaiser. Das dauert
ihm zu lange. Na gut, dann
eben andersrum. Gebe ihm
stattdessen aufs Geld Zeitung

raus. Zerreiße die Ausgabe und reiche ihm so viel, wie ihm für zwei Euro zustehen, sprich rund zwei Drittel der Seiten. Als er doch noch dreißig Cent findet, reiße ich ihm noch mal ein Stückchen von meinem Drittel ab. Es gerät mir etwas zu groß. Lächle daher und sage: «Stimmt so.» Er scheint zufrieden.

Zurück im Snack-Back hat sich mittlerweile eine Frau mit

einer Tasse Kaffee an meinen
Tisch gesetzt. Bin längst so
ausgelassener Stimmung, dass
mir alles egal ist, und
beschließe zu flirten. Setze
mich zurück zu meinem
Brötchen neben ihr und flöte
sympathisch sinnbefreit: «Hm,
sieht nach Regen aus, was?»
Sie schaut auf ihren Becher,
antwortet: «Ja, finde ich auch,
soll aber wohl trotzdem
irgendwie Kaffee sein.»

Beginne, mich laut dafür zu beschimpfen, wie ich so blöd sein kann, eine so nette, kluge und attraktive Frau mit einem derart dummen Satz anzusprechen. Und tatsächlich funktioniert es erneut. Also fast. Die Frau tröstet mich zwar nicht, aber sie teilt ihren Kaffee mit mir. Genau genommen schüttet sie wortlos die Hälfte des Bechers auf mein trockenes Brötchen und geht.

Versinke in Gedanken und probiere so irgendwann geistesabwesend das Gekröse auf meinem Teller. Bemerke verblüfft, dass die dünne Kaffeeplörre es geschmacklich enorm aufgewertet hat. Sollte man nicht meinen, aber könnte als Spezialität durchgehen. «Café au pain» im «Snack de Back». Bin am Ende sehr zufrieden mit den zwei Stunden, die mir die Bahn quasi

geschenkt hat. Ich hatte recht,
ohne es zu wissen. Mannheim
und ich. Wunderbar. Ein
Aufenthalt dort lohnt sich eben
doch immer. Wer hätte das
gedacht.

Dimitri?

Mein Handy klingelt. Die Nummer ist unterdrückt. Gehe trotzdem ran. Sage: «Ja?», und habe ein schlechtes Gewissen.

Ich gehöre noch zu der Generation derer, denen in der Kindheit erklärt wurde, wie man richtig telefoniert. Nicht ohne feierlichen Ernst unterrichtete mich mein Vater

in der edlen Kunst der
Gesprächsannahme, dessen
Meisterschaft in der
Verbindung der lockeren
Begrüßungsformel «Hallo» und
der sich leichtfüßig
anschließenden Meldung mit
vollem Namen bestand. «Hallo,
hier ist Horst Evers. So
beginnst du ein
Telefongespräch», erklärte mir
mein Vater.

Wenn er mich, lange

nachdem ich von zu Hause
ausgezogen war, anrief und ich
mich nur mit einem schlichten
«Hallo» meldete, antwortete er
daher auch stets mit einem
verärgerten: «Ja, hier auch
Hallo.»

«Papa?»

«Das weiß ich nicht, ob ich
Ihr Vater bin. Sie haben mir ja
Ihren richtigen Namen nicht
verraten, Herr Hallo.»

Dann legte er auch gerne mal

einfach wieder auf. Wenn ich ihn daraufhin zurückrief, beschwerte er sich theatralisch: «Du, ich hab deiner Mutter gerade schon gesagt, mit deiner Nummer stimmt irgendwas nicht. Da geht immer nur ein Herr Hallo ran.» Darüber konnten meine Eltern herzlich lachen.

Bevor sie den Hörer abnahmen, haben sie sich meistens noch einmal die

Kleidung geglättet oder die Haare gerichtet. Dafür hing tatsächlich extra ein Spiegel neben dem Telefon. Mein Bruder und ich fanden das immer sehr seltsam und haben uns oft darüber lustig gemacht. Aber meine Eltern blieben unbeirrt. Rainer, ein befreundeter Psychologe, erklärte mir später, das wäre ein ganz normaler Weltverbesserungsakt. Ihr

Aussehen beeinflusse ihre Vorstellung vom Gesprächspartner: Je zufriedener sie mit ihrer eigenen Erscheinung waren, desto angenehmer stellten sie sich auch den unsichtbaren Teilnehmer am anderen Ende der Leitung vor. Und umso wohler fühlten sie sich daher mit dem Telefonat insgesamt. Ich fand das einleuchtend und begann, mir dieses Phänomen

gleichfalls zunutze zu machen.
Allerdings eher die dunkle
Seite dieser Macht. Wenn
beispielsweise
Meinungsforscher,
Telefoninterviewer oder
irgendwelche Verkäufer
anriefen und fragten, ob ich ein
paar Minuten Zeit hätte,
antwortete ich immer mal
wieder:

«Aber sehr gerne. Ich bin
allerdings gerade vollkommen

nackt. Ich hoffe, das stört Sie nicht.»

«Bitte?»

«Nackig! Kompletamente! Ist das ein Problem?»

«Ähh, nein, aber vielleicht sollte ich dann später noch mal ...»

«Nein, nein! Ich werde heute den ganzen restlichen Tag nackt sein und morgen auch. Wahrscheinlich sogar noch nackter. Da freu ich mich schon

drauf. Außerdem bin ich sehr klein und speckig. Da wabbelt alles, wenn ich niese. Denn ich bin auch ziemlich verschnupft. Ständig tropft der Schnodder aus der Nase auf den Bauch. Das juckt wie Hölle, weil ich ja auch noch diesen furchtbaren Ausschlag habe, da ...»

Meistens haben sie dann schon aufgelegt und mich für alle Zeiten aus dem Verteiler genommen.

Die Macht der Phantasie.

Heute allerdings oft schon gar nicht mehr vonnöten. Denn heute können wir ja skypen. Da muss man sich gar nichts mehr vorstellen, da sieht man es direkt. Der Traum der Bildschirmtelefonie. Für viele bereits so selbstverständlich geworden, dass man vielleicht schon über einen Skype-Knigge nachdenken sollte. Falls den einer schreiben will. Drei

Punkte wären mir wichtig:

1. Skype nie, während du auf der Toilette sitzt.
2. Wenn du schon auf der Toilette skypst, dann stelle zumindest sicher, dass du ein absolut zuverlässiges, stabiles Netz hast. Denn wenn das muckt und du deshalb den Laptop auf der Suche nach besserem Netz wild hin und her schwenkst, könnte dein Skype-Partner Dinge sehen, die ihm von da an,

immer wenn er die Augen schließt, erscheinen werden. Weshalb er riesige Angst vorm Einschlafen bekommt. 3. Falls du doch auf der Toilette bei schlechtem Netz skypest und zu dem Schluss kommst, dass das so keinen Zweck hat, da das Bild eingefroren ist, weshalb du beschließt, den Ort zu wechseln, also aufstehst und überhaupt, klappe um Himmels willen vorher den Laptop zu.

Denn sonst ist plötzlich doch wieder Netz und dein Skype-Partner ... siehe Punkt 2.

Doch zurück zu meinem Anruf. Ich sage also: «Ja?»

In der Leitung nur ein ganz leises Rauschen. Ziemlich lange. Will gerade auflegen, als doch jemand spricht:

«Dimitri?»

Hm. Überlege. Sage schließlich:

«Neiinin.»

Wieder das lange leise
Rauschen. Dann:

«Dimitri?»

Überlege noch mal. Komme
aber erneut zu dem Schluss:

«Nei-iin.»

Schnaufen in der Leitung.
Dreimal. Viermal. Nachdenken.
Dann:

«Nicht Dimitri?»

«Jaaaaa ...»

Das Gespräch nimmt langsam
Fahrt auf. Will schon aufatmen,

aber dann:

«Warum nicht Dimitri?»

«Das weiß ich nicht.»

«Wo ist Dimitri?»

«Das weiß ich ehrlich gesagt auch nicht.»

Enttäuschtes Seufzen.

Viermal. Dann:

«Es ist alles in Ordnung.»

Soso. Nehme diese

Information schweigend zur Kenntnis.

«Keine Sorge. Alles in

Ordnung, Dimitri.»

Hm. Wenn ich so drüber nachdenke, hatte ich offen gestanden gar keinen Zweifel daran, dass alles in Ordnung ist. Im Prinzip, bis zu diesem Moment, da mein Anrufer mir nun versichert hat, dass alles in Ordnung sei. Seitdem beginnt in mir ein Zweifel zu nagen, ob wirklich alles in Ordnung ist.
Sage:

«Hier ist kein Dimitri.»

«Nein?»

«Nein.»

«Was ist mit Dimitri passiert?»

«Das weiß ich nicht.»

«Warum willst du mir nicht sagen, was mit Dimitri passiert ist?»

«Ich leg jetzt auf.»

«Kein Problem. Wir kommen sowieso vorbei. Wir haben dein Handy schon getrackt. Wir wissen, wo du bist. Wir sind

gleich da. Dann kannst du uns in Ruhe erklären, was mit Dimitri passiert ist.»

Der Anrufer legt auf. Der ehemals nagende Zweifel reißt jetzt richtig große Stücke aus meiner inneren Ruhe. Glaube, das Gespräch ist nicht richtig rundgelaufen. Hab kein gutes Gefühl.

Es klingelt. An der Tür. Beschließe, da jetzt mal nicht aufzumachen. Es klingelt

Sturm. Nee, ich mach nicht auf.

Das Handy läutet wieder.

Nummer unterdrückt. Ich geh ran.

«Ja?»

«Dimitri?»

«Nein. Hier ist kein Dimitri.

Ich weiß nichts von Dimitri. Sie müssen irgendwie die falsche Nummer haben.»

«Wer ist denn da?»

«Na, Horst Evers.»

Die Stimme meines Anrufers

verändert sich plötzlich, er beginnt zu lachen.

«Wieso sagst du das denn nicht gleich?»

«Peter? Bist du das?»

«Ja, wieso?»

«Was sollte denn diese Dimitri-Scheiße?»

«Och nix. Is mir nur so eingefallen, als du <Ja> gesagt hast. Weißt du, wie das nervt, dass du dich nie vernünftig mit Namen am Telefon meldest?

War nur zu deinem Besten.»

«Zu meinem Besten?»

«Ja. Habe ich vor Jahren mal mit deinem Vater drüber gesprochen.»

Lege auf. Es klingelt erneut Sturm an der Tür. Mache nichts. Höre Peter auf dem Bürgersteig rufen: «Hallo, Horst! Hallooo!»

Jemand von gegenüber öffnet das Fenster und antwortet: «Ja, hier auch Hallo!» Hätte ich

nicht besser sagen können.

Schau mir in die Augen

Kürzlich fragte ein Lifestyle-Magazin an, ob ich für sein Weihnachtsheft einen möglichst originellen Geschenktipp beisteuern wolle. Ich antwortete wahrheitsgemäß: «Nein.» Schickte ihnen dann aber, um sie zu verwirren, nicht einmal anderthalb Stunden

später folgenden Text:

«Wie jeder Mensch weiß, sind originelle

Weihnachtsgeschenke das solide Fundament jeder glücklichen, auf gegenseitigem Respekt gründenden Beziehung. Etwas Aufregendes, Persönliches sollte es schon sein. Aber was, wenn die Zeiten, in denen wir uns einfach nur selbst der Freundin zu Weihnachten geschenkt

haben, bekleidet mit nichts weiter als einer einzigen großen roten Schleife, sich mehr und mehr dem Ende zuneigen? Womöglich sogar ganz vorbei sind, auch weil die Schleifen immer größer wurden, ja werden mussten?»

Ich möchte hier kurz einfügen, dass es in meinem Fall diese Zeiten nie gegeben hat. Dieser Einschub ist wichtig, weil sich sonst meine

Tochter, die mittlerweile alle meine Texte liest, womöglich vorstellt, wie ich, nur mit einer roten Geschenkschleife bekleidet, im Wohnzimmer stehe. Das soll sie nicht.

Vermutlich würde sie sich dann nie wieder unbefangen über Geschenke mit rotem Geschenkband freuen können. Daher bin ich, genauso wie die Tochter, wirklich froh, dass ich das niemals gemacht habe. Also

zumindest war die Schleife nicht rot.

«Nun gut, die, nennen wir sie mal: Nacktschleife kommt also nicht oder nicht mehr in Frage. Was schenkt man sich und der Partnerin dann? Ich hätte da einen heißen Tipp: Ein großes Problem für die Orthopäden unserer Zeit ist der sogenannte Handy-Nacken. Durch die häufigen, oft langen Blicke aufs Smartphone kommt es wegen

der gebückten Haltung vermehrt zu Haltungsschäden in der Bevölkerung. Daher sollte man sich für die Smartphonennutzung möglichst eine andere, aufrechte Position angewöhnen.

Zudem wird es zu Recht als unhöflich empfunden, im Gespräch mit anderen die ganze Zeit aufs Telefon zu schmun. Gespräche wie:
«Checkst du etwa Mails,

während ich mit dir rede?>

<Was?>

<Sag mal, spinnst du?>

<Nein, ich kann das, ich bin
Multitasking.>

<Das stimmt doch gar nicht.>

<Doch, ich kann gleichzeitig
Mails checken und dir nicht
zuhören>, sorgen nicht selten
für die ersten feinen Risse im
güldenen Band einer
freudvollen Partnerschaft.

Aber für beide Probleme gibt

es eine Lösung: ein Stirnband,
das vorne, eben im
Stirnbereich, eine Halterung
für das Smartphone des
Partners hat. Die Partnerin
trägt mein Smartphone vor der
Stirn – ich trage ihr
Smartphone vor der Stirn. Und
so können wir uns beide
während des Gesprächs schön
anschauen und trotzdem
problemlos Mails checken,
snapchatten oder Quizduell

spielen. Da man hierbei nach oben guckt, ist das für die Körperhaltung ein wahrer Segen. Außerdem haben die ständigen Berührungen, also das Tippen und Wischen auf der Stirn des anderen, eine nicht zu unterschätzende erotische Wirkung. Die Frage, ob man das Smartphone mehr beachtet als den Partner oder die Partnerin, stellt sich nie wieder, da das eine nicht ohne

das andere geht. Und selbst wenn man mal schlimm Streit hat, kann man einfach mit der Stirn auf den Tisch schlagen und trifft so das Gegenüber an seiner empfindlichsten Stelle. Es gibt also quasi nur Gewinner.»

Der Artikel ist dann erschienen, und meinem Wissen nach hat sich wirklich niemand für meinen Vorschlag mit dem

Handy-Stirnband interessiert.
Dafür aber sehr viele für die
Nacktschleife. Unter anderem
erhielt ich folgende Zuschrift:

«Sehr geehrter Herr Evers,
mit großem Bedauern musste
ich lesen, dass Sie der
Auffassung sind, es gebe eine
Alters- oder ästhetische Grenze
für die Nacktschleife. Hierzu
möchte ich sagen, dass mein
Partner und ich die
Nacktschleife zu Pfingsten

schon seit über vierzig Jahren praktizieren und sie noch nie ihre Wirkung verfehlt hat.»

Zunächst wollte ich im Reflex zurückschreiben: «Zu Pfingsten sind die Geschenke immer am geringsten!, sagte unser Pastor früher gerne während des Konfirmandenunterrichts.»

Dann jedoch begriff ich meinen Irrtum und möchte daher jetzt klarstellen: Natürlich ist es eine schöne Überraschung für die

Partnerin, wenn man mal nur so mit einer Schleife bekleidet im Wohnzimmer steht. Wirklich. Klar. Von all meinen Freunden, die das bislang ausprobiert haben, weiß ich: *Überraschung* war immer. Ganz egal, wie es sonst verlaufen ist. Es wurde gestaunt. Aber hallo! Und das ist ja so wichtig, gerade auch in langjährigen Beziehungen. Den Partner zu verblüffen. Insofern lässt sich selbstverständlich

nichts gegen die Nacktschleife sagen. Es ist immer eine schöne Geste und gibt meist ein großes Hallo. Kann man machen. Dennoch würde ich davon abraten, es *direkt* an den Weihnachtsfeiertagen zu zelebrieren. Wenn die ganze Familie da ist. Das kann dann schon verstören. Andere und dann häufig auch einen selbst.

Es sei denn, man meint es als Statement. Möchte so mal eine

Diskussion in Gang bringen.
Verkrustete Strukturen
aufbrechen, neue Perspektiven,
Pipapo. Früher hätte man dafür
vielleicht der Verwandtschaft
am zweiten Feiertag heimlich
Haschkekse kredenzt. Heute,
wo alle auf die Transfette
achten müssen, geht das mit
den Keksen nicht mehr. Da
muss man eben andere Wege
finden, um Barrieren zu
überwinden. Da kann die

Nacktschleife Denkanstöße
geben. Wobei sich das dann
auch schnell mal
verselbstständigt. Also dass man
die ganzen Weihnachtstage
über nichts anderes mehr redet
als darüber, dass man *einmal*
vor der gesamten Familie nackt
im Wohnzimmer gestanden hat
und Ganzkörpergeschenk war.
Manchmal geht dieses Gerede
noch ewig weiter. Man hörte
schon von Familien, in denen

nach der weihnachtlichen
Nacktschleife plötzlich nichts
mehr so ist, wie es mal war.

Insofern sollte man sich das
überlegen mit dem Heiligabend
und der Nacktschleife. Aber in
der Adventszeit, am
Wochenende, wenn die Kinder
vielleicht außer Haus schlafen
und man da so ein bisschen
diffuses Licht machen kann, so
mit Kerzen, quasi: Advent,
Advent, die Schleife brennt ...

Wieso nicht?

Die Welt von morgen finden wir in den Außenbezirken

Auf dem Weg zu einer
Essenseinladung in Berlin-
Weißensee, am Rande der
Stadt. Ich bin viel zu früh,
wollte eigentlich noch ein
Mitbringsel besorgen, aber es
ist Sonntag, und alles hier hat
zu. Alles! Auch der

Massagesalon. In der Tür hängt allerdings ein Schild: «Bitte nutzen Sie auch unseren Online-Service.»

Erstaunlich. Hätte gerne gefragt, wie die das machen. Also online massieren. Doch leider ist ja geschlossen. Ich könnte online nachfragen. Schreibe auf dem Smartphone eine Mail und bitte um eine Online-Massage. Finde mich wahnsinnig witzig. Warte. Eine

Minute ... zwei Minuten ... fünf Minuten ...

Dann höre ich eine laute Frauenstimme aus dem offenen Fenster der Wohnung über dem Salon: «O nee, hier schreibt wieder so ein Schwachkopf, er will sich online massieren lassen. Gott, wie ich dieses Idiotenpack leid bin! Hält sich wahrscheinlich für wahnsinnig witzig.»

Bekomme eine Antwortmail.

Lese: «Online-Massieren ist leider nicht möglich. Zu diesem Missverständnis kommt es häufig. Die auf dem Schild angegebene Mailadresse dient jedoch nur zur Terminvereinbarung. Mit freundlichen Grüßen ...»

Derweil höre ich die Stimme oben weiter toben. «Oaarrhh! Kommt wahrscheinlich direkt aus'm Schwachmatengarten! So 'n Pony, echt. Boarh, nee ...»

Na warte. Schreibe zurück:
«Selber Schwachmatengarten!»

Ein kurzer Moment, dann
wird es still in der Wohnung.
Sehr still. Ein paar lange
Sekunden vergehen, bis ich
wieder die Stimme höre: «Du,
hier ist eben was Komisches
passiert!»

Es rumpelt. Höre, wie die
Balkontür aufgestoßen wird.
Kann mich gerade noch hinter
einem Lkw verstecken. Sehe

die Frau auf dem Balkon und dahinter die Wohnung, vor allem große Pflanzen. Die Frau schüttelt den Kopf, zündet sich eine Zigarette an, raucht sie zu Ende, geht dann zurück ins Zimmer.

Ich schreibe eine neue Mail: «Entschuldigen Sie, aber Sie riechen jetzt wirklich sehr stark nach Rauch. Könnten Sie sich bitte die Zähne putzen, bevor wir uns weiter mailen?»

Wieder dauert es ein paar Sekunden, dann höre ich sie in der Wohnung schreien. Darauf ertönt noch eine andere, tiefere, männliche Stimme: «Was schreist du denn so?»

«Der Computer will, dass ich mir die Zähne putze.»

«Ah, ach so. Keine Sorge. Das ist nur ein Trick. Von virtuellen Kriminellen. Von mir wollen die auch ständig Sachen. Dass ich meine Krankenversicherung

überprüfe, ein todsicheres
Roulettesystem ausprobiere
oder das Geld von einem
nigerianischen Konsul verwalte
... Aber Zähneputzen, das ist
neu.»

Bekomme eine weitere Mail.
Die ist nicht mehr ganz so
höflich. «Also gut, Sie virtueller
Zahnputz-Trickbetrüger.
Putzen Sie sich mal lieber
selber. Sie sind ja wohl nicht
ganz sauber. Wer sind Sie, und

was wollen Sie?»

Um zu deeskalieren,
beantworte ich ihre Fragen
ohne Umschweife.

«Entschuldigung, ich wollte Sie
nicht verletzen, und ich bin
auch gar kein Kunde. Also
genau genommen schreibt
Ihnen hier Ihr Gummibaum.»

Wieder völlige Stille. Dafür
kommt es nun zu einem
direkten, schnellen
elektronischen

Nachrichtenaustausch.

«Welcher Gummibaum?»

«Na, der riesengroße grüne Gummibaum in der Ecke, direkt neben dem Fenster.»

«Aber das ist doch eine große Schefflera.»

Verdammt, ich weiß echt zu wenig über Pflanzen. Egal, ich muss die Situation retten. Hilft ja nichts. Schreibe daher: «Ja, ich weiß. Für Sie sehe ich aus wie eine Schefflera. Natürlich.

Aber ich habe mich nie als Schefflera gefühlt. Tatsächlich bin ich ein Gummibaum im Körper einer Schefflera. Ich bitte Sie sehr herzlich, mich von nun an Gummibaum zu nennen und entsprechend zu behandeln.»

Statt einer Antwort höre ich wieder die andere, männliche Stimme von weiter hinten in der Wohnung:

«Bobobobobboboboboborrorbol

Klanglich ähnlich
ansprechend wie die
Sprachmelodien der
Erwachsenen bei «Peanuts».
Doch leider eben auch genauso
unverständlich. Die Frau brüllt
daraufhin einen der wohl
schönsten Sätze, die ich jemals
gehört habe. Sie brüllt: «Ich
weiß auch nicht, ob die
Streichwurst noch gut ist, iss
sie einfach, und in ein paar
Stunden kann man an deinem

Schweiß riechen, ob sie noch gut war oder nicht. Außerdem habe ich hier gerade ganz andere Sorgen. Unsere Schefflera schreibt mir Mails, hält sich für einen Gummibaum und will eine Online-Massage.»

Ich denke: Puuuh. Da hat man aber auch echt schon Leute für weniger eingewiesen.

Da die Frau mir mittlerweile ans Herz gewachsen ist, will ich ihr beweisen, dass sie nicht

verrückt ist. Dafür gibt es leider nur eine Möglichkeit. Die Wahrheit. Schreibe daher:

«Ich sollte die Situation aufklären. Es verhält sich folgendermaßen: Ich und einige meiner Pflanzenkollegen sind Prototypen, die in einem Experiment des amerikanischen Geheimdienstes in Zusammenarbeit mit Monsanto, dem Gen-Saatgut-Hersteller, erschaffen wurden. Wir sind

Spionagepflanzen,
hypermoderne, intelligente
Hightech-Züchtungen und
allesamt WLAN-fähig. Wir,
sozusagen die nächste
Generation von
Spionagesatelliten, werden
unauffällige Zimmerpflanzen
sein, die vermeintlich nur so in
der Wohnung rumstehen, sich
aber tatsächlich automatisch in
die Netzwerke hacken, alle
Daten sammeln, sortieren und

dann direkt zur Auswertung an die NSA schicken.»

So, das sollte die Frau beruhigen. Sie wieder erden.

Diesmal dauert es eine ganze Weile, bis ich eine Reaktion bekomme.

«Warum erzählst du mir das alles?»

Finde, das ist aber mal eine gute Frage. Antworte: «Ich will das alles nicht mehr. Vor lauter schlechtem Gewissen kann ich

kaum noch in Ruhe
Photosynthese machen. Am
besten stellst du mich einfach
raus auf den Bürgersteig. Dann
seid ihr wieder sicher, frei und
unbeobachtet.»

Nun ja. Meine Freunde sind
doch ein bisschen überrascht,
als ich etwas verspätet eintreffe
und ihnen als Mitbringsel eine
wirklich riesengroße Schefflera
überreiche.

«Die war echt nicht leicht zu

kriegen», sage ich. «Hab ich quasi online besorgt.»

Sie haben sich so mittel gefreut.

Mein Sohn, der Baum

Die Freundin zeigt mir ein Bild auf dem Tablet.

«Hier! Was sagste?»

«Das ist ein Baum.»

«Genau. Und? Gefällt er dir?

Spricht er dich an?

«Weiß ich jetzt gar nicht so.

Kann sein. Bei Bäumen stelle ich mir solche Fragen eher selten. Zumal ich vermute, dass

die Bäume sich diese Frage auch nicht stellen, wenn sie mich sehen. Warum?»

«Weil er bald schon in deinem Arbeitszimmer stehen wird.»

«Wer?»

«Der Baum, also quasi.»

«Du willst einen Baum in meinem Arbeitszimmer anpflanzen?»

«Nein. Der Baum steht gut da, wo er jetzt steht. Nur der

Schreibtisch, der mal aus diesem Baum gefertigt wird, der soll in dein Arbeitszimmer kommen.»

«Ich kriege einen neuen Schreibtisch?»

«Ja, aber dauert noch. Dafür kannst du nun den gesamten Entstehungsprozess vom Baum bis zum fertigen Schreibtisch Schritt für Schritt mitverfolgen.»

«Du hast mir statt eines

neuen Schreibtischs einen
Baum gekauft?»

«Ja, ist das nicht toll?»

«Äh ... nein.»

«Du findest es nicht toll,
einen Baum zu besitzen?»

«Ich brauche keinen Baum.
Hunde brauchen Bäume. Ich
hätte lieber zusätzlich ein
Gästeklo.»

«Wir können aus deinem
Baum auch was fürs
Badezimmer machen lassen.

Das ist eine ganz neue Form der Nachhaltigkeit. Man baut eine Verbindung auf. Von Anfang an. Das Gegenteil von blindem Konsumverhalten und Entfremdung.»

«Ich persönlich bin ja der Auffassung, dass es Dinge gibt, bei denen das Konzept der Entfremdung gar nicht so schlecht ist.»

«Echt, was denn?»

«Essen zum Beispiel.

Angenommen, man bestellt sich im Lokal ein Schnitzel und bekommt dann zunächst noch ein Fotoalbum über das Leben des Schweines, sozusagen vom Ferkel bis zum Braten, vorgelegt. Ich weiß nicht, ob das den Genuss nachhaltiger macht.»

«Du sollst den Baum ja nicht essen.»

«So meine ich das nicht. Ich glaube, mir persönlich tut es

einfach nicht gut, zu enge Beziehungen in diesen Bereichen aufzubauen, weil ich nicht in der Lage bin, dann wieder Grenzen zu ziehen. Ich habe mich mal mit einer Dose Linseneintopf angefreundet, also mich immer wieder mit ihr unterhalten, ihr von meinem Leben erzählt ...»

«Lass mich raten. Und dann hast du sie irgendwann versehentlich geöffnet,

gegessen und warst am Boden zerstört?»

«Nein. Schlimmer. Der Eintopf hat mit mir Schluss gemacht. Die Dose meinte, die anderen Konserven würden sie für seltsam halten, weil sie ständig mit einem Menschen rede. Wenn eine Lebensmitteldose so etwas macht, gilt sie bei den anderen Konserven schnell als seltsam. Daher habe ich sie dann in den

Haushalt eines Freundes
gegeben, wo sie noch mal ganz
von vorn anfangen konnte.
Aber bis heute vermisse ich sie
manchmal ...»

Die Freundin schaut mich
lange und nachdenklich an, bis
sie fragt: «Sag mal, redet dieser
Schwachsinn eigentlich einfach
so aus dir raus, oder musst du
dafür wenigstens spezielle
Drogen nehmen?»

Ich zucke die Schultern. «Mal

so, mal so.»

Sie winkt ab. «In jedem Fall musst du jetzt bei diesem Förster anrufen und deinem Baum einen Namen geben. Die brauchen das für ihre Buchführung.» Dann geht sie raus.

Starre auf das Bild meines Baumes und denke über den Namen nach. Irgendwie fühlt es sich an, als wäre ich nun für meinen künftigen Schreibtisch

verantwortlich. Quasi wie eine Schwangerschaft. Und das Foto vom Baum ist mehr oder weniger das erste Ultraschallbild meines neuen Erdenbürgerschreibtisches. Ob ich das ab jetzt in meinem Portemonnaie bei mir tragen sollte? Rufe den Förster an:

«Guten Tag, hier ist Horst Evers. Ich würde meinen Baum gerne <Linseneintopf-dose> nennen. Geht das?»

«Sie wollen was?»

«Meinen Baum gerne
Linseneintopf ...»

«Das habe ich schon
verstanden, aber sind Sie
bescheuert?»

«Ich bin nicht verpflichtet,
Ihnen diese Frage zu
beantworten.»

«Ah, Moment, Horst Evers,
sagten Sie?»

«Ja, warum?»

«Ah, dann habe ich eine

Nachricht von Ihrer Frau für Sie. Sekunde, hier steht: Jetzt siehst du mal, wie es ist, wenn einem jemand ständig irgendwelchen Mist erzählt. April, April.»

«Wieso April? Es ist Mitte Mai.»

«Ihre Frau hat vermutet, Sie würden das sagen. Meinte, ich soll antworten: Wenn man Aprilscherze im Mai macht, ist die Überraschung größer.»

Überlege kurz, sage dann:

«Ja, und wenn man beim Wald die Bäume weglässt, reicht es, wenn der Förster zwei-, dreimal die Woche durchfegt.»

Er legt auf. Wenn's um ihren Wald geht, verstehen die Förster keinen Spaß.

Ich bin Daenerys Targaryen

Die Tochter beziehungsweise Miki, eine ihrer Freundinnen, die auch ich recht gut kenne, erzählt von einem ungewöhnlichen Problem. Sie spielt wohl seit langem ein Mittelalter-Fantasy-Online-Rollenspiel unter dem selbstgewählten Namen

Daenerys Targaryen 1999.

Daenerys Targaryen ist die wunderschöne junge, äußerst heldenhafte Mutter der Drachen aus «Game of Thrones». Tatsächlich spiele sie das Spiel nach wie vor sehr gerne, erzählt Miki. Doch nerven die Avancen und zweideutigen Nachrichten, die sie hin und wieder bekommt, weil es offenkundig einige Schwachköpfe gibt, die

ernsthaft vermuten, hinter diesem Rollennamen würde sich ein junges, 1999 geborenes Mädchen verbergen, das in etwa so aussieht wie Daenerys Targaryen. Was in Mikis Fall allerdings ausnahmsweise tatsächlich stimmt.

Ich schlage vor, den Spielernamen in GrünerPopel1955 zu ändern. Dann würde sich das mit den

Avancen vermutlich bald von selbst erledigen. Doch das möchte Miki nicht. Ihr gefalle ihr Name, und sie habe sich mit ihm innerhalb des Spiels auch einen gewissen Ruf erworben. Jetzt jedoch ergebe sich eine andere Chance: ein Spielertreffen in Berlin, bei dem man sich persönlich begegnen könne. Wenn dort nun ein mittelalter, etwas dicklicher Mann mit Halbglatze

auftauchen würde und sich als Daenerys Targaryen 1999 zu erkennen gäbe, hätte sie vermutlich für alle Zeiten Ruhe.

Ich nicke: «Interessanter Plan, aber welcher mittelalte Mann würde sich denn auf so eine alberne Idee einlassen?»

Die beiden Mädchen sagen nichts, lächeln nur siegesgewiss. Ich verstehe die Botschaft.

«Auf keinen Fall. Wie kommt

ihr auf die Idee, dass ich bei so einer kranken Geschichte mitmachen würde?»

Die zwei schweigen weiter ...

Rund drei Wochen später stehe ich mit einem DaenerysTargaryen1999-Namensschild auf einem «Forge of Middle Age-Convent» im Estrel und unterhalte mich mit Michonne, der Samuraikriegerin aus «The Walking Dead». Zumindest sagt

Michonne1992, dass er den Namen daher habe. Er ist noch etwas dicker und wohl auch ein wenig älter als ich, hat rosafarbene Haut, dafür jedoch sehr viel mehr Haare.

Allerdings keines davon auf dem Kopf.

Insgesamt sind wir siebzehn Daenerys Targaryens auf dem Convent. Alles Männer. Damit kommen wir auf Platz drei in der Rangliste der häufigsten

Pseudonyme, noch verbreiteter sind nur Sauron und Jack Sparrow. Miki wäre hier wirklich eine ziemliche Attraktion gewesen, erst recht als Daenerys verkleidet. Ich hingegen falle gar nicht auf. Rund fünfundneunzig Prozent der Besucher sind Männer, von denen rund ein Drittel aussehens- und altersmäßig ungefähr in meiner Liga spielt. Wenn ich durch den Saal gehe,

komme ich mir vor wie in einem Spiegelkabinett. Also einem auf Jahrmärkten. Wo man sich vielfach selbst sieht, nur eben immer so ein bisschen verzerrt. Mal kleiner, mal länger, dicker, dünner, gepresst, gezogen, gerundet, ovalisiert.

Die wenigen Frauen hingegen sind durchgehend erstaunlich attraktiv. Oder wirken sie nur so, weil so viele Männer unserer Konfektion um

sie herumstehen? Das ist ja überhaupt ein ganz gewiefter Schönheitstrick. Umgebe dich mit mittelprächtigt aussehenden Männern, und du kannst dir sofort einiges an Training, Diät und Schminke sparen. Nichts macht so schön wie ein weniger hübscher Begleiter. So habe ich vor vielen Jahren tatsächlich versucht, Frauen rumzukriegen: «Weißte, mit mir hastes schön stressfrei.

Wähle mich, und ich
verspreche dir, dass ich immer
ein bisschen zu dick,
untrainiert und glatzköpfig sein
werde. Sodass du neben mir
stets wirkst wie eine Göttin.
Vertraue mir!» Seltsamerweise
ist keine Frau so richtig darauf
angesprungen.

Eine scharfkonturierte
dunkelhaarige Frau spricht
mich an:

«So, und Sie sind jetzt also

Daenerys Targaryen 1999?»

«Ganz genau», antworte ich,
«Freunde dürfen aber auch
Mutter der Drachen,
Sprengerin der Ketten,
Khaleesi des Grasmeeeres,
Königin der Andalen und der
ersten Menschen zu mir sagen.
Und Ihr Name ist gleich?»

Sie zieht ihr Namensschild
glatt.

«Grüner Popel 1975. Ich weiß,
klingt unappetitlich, ist aber im

Spiel angenehmer, weil ...»

«Ich weiß.»

Sie schaut mich prüfend an.

«Irgendwie hatte ich Sie mir schon anders vorgestellt.»

«Sie meinen wegen meines Namens

Daenerys Targaryen 1999?

Glauben Sie mir, das ist ironisch gemeint. Ich bin nicht ...»

«Das weiß ich doch. Es ist ja auch wahrlich nichts

Ungewöhnliches, dass mittelalte Männer solche Pseudonyme wählen. Ich hatte mich nur gewundert, weil Sie auch Ihr Schlachtross mit Blumen und Schleifchen schmücken, in einer rosa Rüstung kämpfen und außerdem noch in den Nebenspielforen über preisgünstige Mode und Schminktipp so aktiv sind.»

Verdammt. Offensichtlich

hatte Miki vergessen, mich über ein paar interessante Details ihrer Spielerpersönlichkeit zu informieren. Sage:

«Ja, das wirkt jetzt wahrscheinlich seltsam, aber es gibt für all das eine ganz logische Erklärung.»

«Und die wäre?»

Eine gute Frage. Die wüsste ich jetzt auch gern, diese komplett nachvollziehbare

Begründung. Habe aber nicht die geringste Ahnung. Gebe meinem Stammhirn für die Beantwortung freie Hand und staune, als ich mich sagen höre:

«Ich bin Soziologieprofessor und arbeite gerade an einer Studie über das Sozialverhalten von Gamern in ihren Spielen. Deshalb nehme ich verschiedene Identitäten an und spiele diese glaubwürdig bis zum Ende durch.»

Nicht schlecht. So eine clevere, in sich schlüssige Geschichte hätte ich meinem Stammhirn gar nicht zugetraut. Auch mein Gegenüber ist offenkundig beeindruckt.

«Soziologieprofessor?»

«Jaja, das bin ich.»

«An welcher Universität?»

«Was?»

«An welcher Universität Sie Professor für Soziologie sind.»

«Oh, äh, Hildesheim, da

wohne ich und bin Professor für Soziologie.»

Sie freut sich.

«Lustig, ich komme aus Hildesheim. Wo wohnen Sie denn da?»

Bin plötzlich gar nicht mehr so restlos überzeugt vom Plan meines Stammhirns.

«Im Nachbarort.»

«Welchem Nachbarort?»

«Na, der Ort da neben Hildesheim. Kennense nicht?»

«Meinen Sie Faselsen?»

«Ja, genau, Faselsen. Da wohne ich.»

«Es gibt keinen Ort namens Faselsen. Den habe ich mir gerade ausgedacht.»

«Oh, in dem Fall bin ich wohl doch umgezogen.»

«Ach, wohin denn? Von Faselsen nach Lügensen und Trügensen?»

«Ich, äh ...»

Sie lacht.

«Lassen Sie nur, ich lüge doch auch. Bei mir ist es sogar noch viel schlimmer. Ich spiele dieses Spiel gar nicht, ich bin hier nur für meinen Sohn. Der dachte, es würde ihm Vorteile bringen, wenn alle anderen Spieler glauben, hinter seinem Pseudonym verbirgt sich eine attraktive Frau. Anfangs war ich skeptisch, aber jetzt macht es mir große Freude, hier halberwachsene Männer

wuschig zu machen.»

Als ich ihr daraufhin von Miki erzähle, freut sie sich, und eine halbe Stunde später glaubt sie mir sogar. Von nun an hatten wir richtig Spaß. Ein wirklich gelungener Nachmittag.

Also bis zu dem Moment, in dem wir Erinnerungsfotos machen wollten, ich ihr daher mein Handy gab, sie bei den Bildern versehentlich nach hinten wischte und so auf eine

lange Reihe von
Mädchenunterhosen stieß.
Aber da wollte ich sowieso
gerade gehen.

Vaya sin ticketos

Sitze in der U-Bahn-Linie 6. An der Tür rechts und an den beiden Türen weiter links stehen Fahrscheinkontrollleure. Sieht man sofort. Als geübter U-Bahn-Fahrer. Habe zwar schon seit vielen, vielen Jahren durchgehend Monatskarten, aber den Blick für Kontrollleure verlernst du nicht. Gewöhnst

du dir auch niemals ab.

Entschließe mich, auch andere von meinen besonderen Fähigkeiten profitieren zu lassen, und sage der Touristin neben mir: «Ähm, falls Sie keine Fahrkarte haben, sollten Sie jetzt zügig aussteigen. Hier wird gleich kontrolliert.»

Sie lächelt mich an. «Eh?»

«Oh, if you have no ticket, you should leave the train now. There will be a ... na

Dingenskirchen ...

Fahrscheinkontrolle.»

«Eh?»

«Äh, controller les tickets,
tout de suite, Monsieur le
controlleur est là-bas ...

verstehen Sie? Signores

Controlleros! Vaya sin ticketos?

Departos Ubahnos!

Comprende? Andarle, andarle –
arriba, vale!!!»

«Eh?»

Ach, zu spät. Die Lampen

blinken. Die Türen schließen sich. Wie lauern Raubtiere springen die Kontrolleure auf und – hüpfen auf den allerletzten Drücker raus. Ach, guck, da hab ich mich wohl doch vertan. Dabei hätte ich schwören können ...

«Die Fahrausweise bitte!»

Meine Touristin hält mir *ihren* Ausweis vor die Nase.

Ich versuche eine schlagfertige Antwort. Sage:

«Eh?»

Sie lacht. «Woher wussten Sie, dass wir kontrollieren?»

«Och, wissen Sie, ein so erfahrener U-Bahn-Fahrer wie ich, der kennt seine Pappenheimer.»

«Und was wollten Sie mit dieser seltsamen Warnung bezwecken?»

«Ich ... na ja, ich ...» Krame nach Worten und gleichzeitig auch nach meiner Monatskarte.

«Also, ich wollte Ihnen schon zeigen, dass ich Sie durchschaut habe. Aber das eben irgendwie auch charmant.»

«Charmant?»

«Kommen Sie, das war charmant! Also so Berliner Charme mit Schuss. Wie man so sagt. Feinschmecker-Charme. Nicht so süßlich-süffig, sondern eben eher feinherb-perlend. Ne?»

«Signores Controlleros? Vaya sin ticketos?»

«Ja, natürlich. Fahren ohne Fahrschein! Vaya sin ticketos! Das ist Spanisch. Also jetzt *mein* Spanisch. Ein anderes hab ich leider nicht da. Kommt auch heute nicht mehr rein. Kommt wahrscheinlich nie mehr rein.»

«Und Sie reisen aber con ticketos?»

«Selbstverständlich. Das

heißt ...» Ich gebe das Kramen auf. Es hat ja auch keinen Zweck, weil: «Also, das werden Sie jetzt wahrscheinlich nicht glauben, aber ich hab die tatsächlich in der anderen Jacke ...»

«Nein!»

«Doch, ich hab vergessen, die rüber ...»

«Nein!!»

«Doch, ich ...»

«Nein!!!» Nachdem die

letzten beiden «Neins» doppelt so laut waren wie das jeweils vorherige, brüllt sie nun durch die ganze U-Bahn: «Das ist ja ein Ding. Hey, Kollegen, ihr werdet nicht glauben, was hier passiert ist! Die Karte ist in der anderen Jacke!»

Der Kollege staunt: «Nein!!! So was hab ich ja noch nie gehört! In der anderen Jacke! Die Karte!»

Andere Fahrgäste brüllen:

«Nein, das glaubt man ja nicht!
In-der-anderen-Jacke!

Uiuiuiuiui, es gibt doch nichts,
was es nicht gibt. Näää!!!»

Versuche, mich zu erklären.
«Ja, ich weiß auch gar nicht, wie
mir das jetzt passieren konnte.
Das war wegen dem Regen!»

«WEGEN *DES* REGENS!»,
brüllen die anderen Fahrgäste.
Die Kontrolleurin beruhigt
mich: «Ach Gott, wer kennt das
nicht? Wenngleich: Sind nicht

viele hingegen, die die Karte wegen Regen zu verlegen pflegen.»

«Was? Nein, Sie müssen mir glauben.»

«Schon gut. Sie müssen mich echt nicht mehr davon überzeugen, dass Sie verpeilt sind. Glauben Sie mir, das kriegt man mit. Schon als Sie <eh> gesagt haben, wusste ich: Das ist wieder ein Die-falsche-Jacke-an-Patient.»

«Patient?»

«Ja, Dödel dürfen wir leider nicht mehr sagen. Ich kann es Ihnen aber auch noch einmal in Ihr Spanisch übersetzen: Vaya sin ticketos, war ja schon klar!»

Als ich mit ihr auf dem nächsten U-Bahnhof aussteige, verabschieden mich die anderen Fahrgäste singend: «Vaya sin ticketos, war ja schon klar! Vaya sin ticketos, war ja schon klar! Tschüss!»

Nachdem ich der Frau
meinen Personalausweis
ausgehändigt habe, meint sie:
«Keine Angst, ich tue nur so,
als ob ich Ihre Daten aufnehme.
Da kommt nichts nach.»

«Bitte?»

«Ich bin keine Kontrolleurin.
Seit die Berliner
Verkehrsbetriebe so viele
Zivilkontrolleure eingestellt
haben, haben die den Überblick
verloren. Wenn Kontrolle ist,

kontrolliere ich einfach mit. Mit einem seriös gefälschten Ausweis wundert sich da keiner. Klappt ziemlich gut.»

«Verstehe, dann war die ganze Demütigung mit falscher Jacke, Patient und so nur Teil der Tarnung?»

«Nö, warum? Das ist ja der Teil, der mir am meisten Spaß macht. Sie haben mir wirklich ungewöhnlich viel Freude bereitet. Aber machen Sie sich

keine Gedanken. Das fällt Ihnen
ja sicher nicht schwer.»

Hat die 'ne Ahnung.

Umschlag für dich

Samstagmorgen. Das Kind übernachtet außer Haus. Daher beschließt die Partnerin, beim Frühstück mal Dinge zu besprechen, die sie sonst so eher nicht erörtern würde:

«Ach, ich habe übrigens ein Verhältnis angefangen.»

Ich möchte wie ein moderner Mann reagieren, andererseits

aber auch nicht zu gelassen wirken. Entscheide mich daher für ein in aller Sachlichkeit möglichst freundliches:

«Hm.»

Sie scheint zufrieden.

«Ja, mit einem außerordentlich gutaussehenden, sportlich-athletischen, jungen Mann Anfang dreißig. Er ist sehr intelligent, charmant, recht wohlhabend und hat praktisch

immer Zeit.»

Nehme mir möglichst würdevoll eine Brötchenhälfte, lege in lasziver Nonchalance eine Scheibe Stinkekäse drauf, kratze mich weltmännisch am Hintern und antworte:

«Und was genau hat jetzt der, was ich nicht habe?»

Sie lacht nicht, sondern reicht mir stattdessen einen Umschlag. Ich öffne ihn und finde einen Zettel, auf dem

steht: «Und was genau hat jetzt der, was ich nicht habe?»

Frage, was das soll.

Sie nimmt den Umschlag, gibt mir stattdessen ein

Taschentuch und erläutert:

«Ich wollte dir damit nur sagen, dass ich wusste, was du

antworten würdest. Wir kennen

uns mittlerweile so lange, dass

wir uns kaum mehr

überraschen können.

Gesundheit!»

Ich schaue kurz irritiert,
dann niese ich. Während ich in
das zuvor gereichte
Taschentuch schnäuze, meint
sie:

«Ich finde, wir sollten mal
wieder etwas richtig
Unerwartetes, Verrücktes tun.»

«Du meinst so was wie:
einfach mal die Betten machen,
obwohl gar kein Besuch
kommt?»

Sie reicht mir erneut wortlos

einen Umschlag.

«Ich nehme an, darin steht,
dass ich das sagen würde?»

Sie zückt den dritten
Umschlag.

«Und darin wiederum steht,
ich würde sagen, dass im
Umschlag steht, was ich sagen
würde?»

Der nächste Umschlag.

«Ach komm, das ist doch
albern.»

Umschlag!

«Was soll denn das?»

Umschlag!!

Ich springe auf und renne fluchend aus der Küche. Höre, wie noch ein Umschlag an die zugeschlagene Tür fliegt.

Dreißig Sekunden später bin ich zurück und gebe der Freundin zwei DIN-A4-Blätter. Sie liest: «Samstagmorgen. Das Kind übernachtet außer Haus. Daher beschließt die Partnerin ...»

Sie stutzt.

«Hast du das alles schon vorher aufgeschrieben?»

«Ja, als ich heute Morgen aufgewacht bin, hatte ich schon so ein Gefühl, wie das Frühstück wahrscheinlich verlaufen würde ...»

Sie seufzt und überreicht mir einen weiteren Umschlag.

Später lesen wir interessiert in ihren Umschlägen und meinen vorbereiteten Texten

nach, wie sich unsere Partnerschaft in den nächsten Wochen und Jahren entwickeln wird. Obwohl offensichtlich noch einige Überraschungen auf uns warten, bleibt am Ende doch ein Gefühl der Nachdenklichkeit.

Ich rege an: «Wir müssen dringend wieder in Situationen kommen, wo man nicht weiß, was geschieht.»

Sie nickt.

«Vielleicht wenn wir in der
Zeitung mal nach
Besichtigungsterminen für
auszubauende
Dachgeschossrohlinge in
Prenzlauer Berg, Kreuzberg
oder Friedrichshain gucken.
Um da dann, wenn möglichst
viele Interessenten zuhören,
einigermaßen laut zu fragen,
wie weit denn die Pläne mit
dem Flüchtlingsheim drei
Häuser weiter sind?»

Das klingt wirklich nett. Nach einem gelungenen Nachmittag. Eine schöne Abwechslung, die einen auf andere Gedanken bringt. Zudem erfährt man gewiss ganz schnell ganz viel über andere Menschen. Oft sogar mehr, als man möchte.

Wir sind zufrieden. Eigentlich gar nicht schlecht, mal zu notieren, was man alles demnächst macht und was wahrscheinlich passieren wird,

und sich das gegenseitig vorzulesen. Dann hat man das quasi schon mal erledigt und damit wieder mehr Zeit für andere Dinge.

Ich muss los. Habe einen wichtigen Termin, und mit der U-Bahn-Linie 6 brauche ich mindestens eine halbe Stunde für den Weg. Die Freundin fragt, warum ich grundlos die andere, ungewohnte Jacke

nehme.

Antworte: «Um die Routine zu durchbrechen. Ich fang schon mal an. Das ist so wichtig. Kleinigkeiten verändern. Hier und da nicht stupide den dumpfen Reflexen zu folgen. Aus dem Trott raustreten. Weißte? Und wenn es nur das ist, einfach mal die andere Jacke zu nehmen. Einfach so. Was soll denn auch schon groß passieren?»

Das Streben

«Wer die Welt bewegen will,
sollte erst sich selbst
bewegen.»

Sokrates

Das vermutlich faulste Unterbewusstsein der Welt

Freitagmittag. Die Freundin hält mir das Belegheft einer Schülerzeitung aus Karlsruhe vor die Nase.

«Hast du denen ein Interview gegeben?»

«Ja, per Mail, wieso?»

Sie verdreht die Augen,
blättert kurz, liest dann.

«Frage: Herr Evers, viele
unserer Schülerinnen und
Schüler schreiben selbst auch.
Haben Sie einen Rat für sie, wie
sie es schaffen können, einmal
vom Schreiben zu leben?»

Sie hält kurz inne. Atmet tief
durch.

«Antwort Horst Evers:
Werdet Notar. Die
Bevölkerungsgruppe, die mit

Abstand am besten vom Schreiben leben kann, sind in diesem Land die Notare. Und sie müssen noch nicht mal lange überlegen, was sie schreiben sollen. Im Regelfall ist es gesetzlich bereits klipp und klar festgelegt. Dafür bekommen sie eine Gebühr. Muss man nichts verhandeln, ist im Rahmen üblicher Sätze auch mehr oder weniger geregelt. Bleibt nichts zu tun

außer staunen, wie hoch die ist.»

Ich freue mich.

«Gute Antwort, oder? Und so wahr. Ich glaube, ich sollte öfter mal Fragebögen von Schülerzeitungen beantworten.»

«Oh, ich habe noch gar nicht zu Ende gelesen. Ich zitiere weiter: Allerdings muss man dafür Jura studieren, was leider, wie allgemein bekannt,

das doofste Studium überhaupt ist. Gar nicht mal wegen des Faches, sondern wegen der wirklich komischen Leute, die das sonst noch so studieren.» Sie verdreht erneut die Augen. «Kann das sein, dass du immer noch alle Juristen und Jurastudenten hasst, nur weil dir vor über zwanzig Jahren mal einer eine Freundin ausgespannt hat?»

«Was? Ich weiß überhaupt

nicht, wovon du redest.»

«Nein?»

«Nein. Und außerdem hat mir Gregor Manuela nicht ausgespannt. Sie war halt erst mit mir und dann mit diesem egoistischen, oberflächlichen Blödmann zusammen. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Hat mich gar nicht weiter interessiert. Dass er Jurastudent war und ich seitdem, warum auch immer,

alle Jurastudenten doof finde,
ist reiner Zufall. Das gibt es,
dass Dinge zeitgleich passieren,
aber kausal völlig unabhängig
voneinander sind. Frag die
Wissenschaft.»

«Hm, du weißt schon, dass
dieser egoistische,
oberflächliche Gregor nach
dem Jurastudium auch noch
Medizin studiert hat, um dann
als Arzt und Anwalt für ›Ärzte
ohne Grenzen‹ nach

Zentralafrika zu gehen?»

Ich zucke die Schultern, denke aber: Na toll, das ist ja wieder typisch. Das hat der sicher nur gemacht, damit andere sich neben ihm klein fühlen, dieser großspurige Angeber und Reiche-Leute-Sohn. Die Freundin ergänzt: «Sein elterliches Erbe hat er wohl komplett an mehrere Obdachlosenvereine in Frankfurt gespendet.»

Sage nichts, aber mein Gehirn lässt sich nicht beirren und flüstert mir ein: Na super, bloß keine Angriffsflächen bieten. Dieser Blödmann lässt auch nichts aus. Du hättest auch gerne mal auf ein Erbe verzichtet. Aber dir gibt ja niemand was, auf das du dann verzichten kannst.

Nachdem die Freundin das Zimmer verlassen hat und meine Psyche sich nicht mehr

im Abwehrkampf befindet,
komme ich doch ins Grübeln.
Eventuell sollte ich meine
Meinung zu diesem Gregor
überdenken. Vermutlich hätte
ich das mit Manuela damals
genauso gemacht, und
grundsätzlich scheint er ja
wirklich kein schlechter Kerl zu
sein.

Nach nur zehn Minuten habe
ich ihn im Netz gefunden. Die
Bildersuche gibt mir endgültige

Gewissheit: Er ist noch immer so schlank, trainiert und gutaussehend wie früher. Da kriege ich ja direkt wieder schlechte Laune. Zudem ist er weder bei Ärzten ohne Grenzen, noch deutet irgendwas auf eine größere Spende aus dem elterlichen Besitz hin. Im Gegenteil. Offensichtlich führt er eine Notars- und Anwaltskanzlei in Frankfurt, die sich, wenn ich das richtig

verstehe, auf
Eigenbedarfsklagen bei
Mietwohnungen spezialisiert
hat.

«Du hast gelogen!», rufe ich
der Freundin zu.

«Du meinst wegen Gregor?»
Sie schaut lächelnd ins Zimmer.
«Also gelogen würde ich es
nicht nennen, ich habe halt
einfach mal geraten. Hätte ja
auch stimmen können, was ich
sage.»

Damit hat sie natürlich recht.
Aber egal, der eigentliche Grund, warum ich das Ganze aufgeschrieben habe, ist: Als ich sah, dass Gregor eben nicht zu einem guten, edlen, die Welt bereichernden Menschen geworden, sondern vermutlich das große Arschloch, das er immer war, geblieben ist, war ich irgendwie erleichtert.
Meinem Unterbewusstsein ist es also lieber, wenn ein

Drecksack ein Drecksack bleibt,
als dass es seine Meinung über
ihn ändern muss. Hätte nicht
gedacht, dass es dermaßen faul
ist.

Wenn alle Bänder reißen

Ich habe mir den Rücken
gebrochen. Beim Kaffeekochen.
Also quasi. Der kleine Löffel für
das espressopulver ist mir
durch das Abtropfgestell
gerutscht und hinter die
Waschmaschine gefallen. Was
nicht ungewöhnlich ist.
Unzähliges Besteck ist so schon

hinter die Maschine
gekommen. Weshalb
unabhängige Experten meinen,
der hintere Rand der
Waschmaschine sei kein idealer
Ort für das Abtropfgestell. Ich
bin geneigt, ihnen
beizupflichten. Der derzeitige
Standort des Abtropfgestells ist
auch nur ein Provisorium, bis
neben der Spüle genügend
Platz ist. Wenn ich das ganze
Geschirr, das dort steht,

abgewaschen habe, ist das Abtropfgitter allerdings viel zu voll und ein Transfer neben die Spüle unmöglich. Ist es wieder leer, steht ebendieses Geschirr dreckig neben der Spüle, weshalb dann dort kein Platz für das Gestell ist. Ein Teufelskreis.

Externe Berater haben mir empfohlen, einfach einmal das ganze Geschirr abzutrocknen und in den Schrank zu räumen,

um dann den Umzug vornehmen zu können. Jedoch ist im Schrank nicht genügend Platz. Auf mysteriöse Weise ist mein Küchengeschirr ohne jeden Zukauf immer weiter angewachsen, seitdem ist eine grundlegende Neuplanung in der Küche blockiert. Meine aktuelle Strategie ist zu warten, bis genügend Geschirr hinter die Waschmaschine oder irgendwelche Schränke

gefallen ist, sodass ich neuen Gestaltungsfreiraum habe. Daher führe ich der Küche jetzt auch selbst ständig gezielt neues Geschirr zu, denn je mehr Geschirr, desto mehr verschwindet auch hinter der Waschmaschine, weil kein Platz. Irgendwie erinnert mich meine Küchenproblematik an das Dilemma der Finanzmärkte. In jedem Fall hatte ich mich, nachdem der Löffel

runtergefallen war, nun doch spontan für einen ordnungspolitischen Eingriff entschieden. Habe also die Waschmaschine abgezogen, um alle Löffel zu befreien. Ohne mich warm zu machen. Nur mal eben schnell die Waschmaschine ein Stück nach vorn zerren, und zack!, schon hatte ich mir den Rücken gebrochen. Also eben quasi. Wie gesagt. Zumindest habe ich

mir wohl sämtliche Bänder,
Muskeln, Sehnen und was es
sonst noch alles so im Rücken
geben mag, gerissen. Aber voll.
Was da war, war gerissen. Aber
hallo. Den Schmerzen nach,
würde ich vermuten, habe ich
mir das sogar mehrfach
gerissen, rund drei- bis viermal.
Minimum!

Die Rückenärztin bestätigt
meine Diagnose im Groben. Aus
Professionalität versucht sie

jedoch natürlich, mich nicht zu beunruhigen. Daher formuliert sie es etwas defensiver:

«Na ja, wie es aussieht, haben Sie sich da wohl einen Nerv eingeklemmt, was?»

Bemühe mich, während ich mich ganz vorsichtig bäuchlings auf ihre Liege schiebe, mein leises Weinen tapfer klingen zu lassen.

«Was denken Sie, wie lange das dauert?»

«Kommt drauf an. Müssen Sie denn demnächst was machen?»

Bitte? Was ist denn das für eine Frage! Ob ich demnächst was machen muss? Eigentlich schon. Ich dachte da so an: alles. Alles, was ich so mache, würde ich eigentlich auch demnächst gerne so machen. Zum Beispiel: wieder gerade stehen können. Das fände ich super. Also ohne vor Schmerzen jämmerlich heulen

zu müssen. Gerade stehen. Das ist ja eine meiner Leidenschaften! Weiß ich allerdings auch erst, seit es nicht mehr geht. Aber jetzt fänd ich das Hammer! Wieder gerade stehen können! Da hab ich Spaß dran! So einer bin ich! Das alles könnte ich auf ihre Frage, ob ich denn *demnächst was machen muss*, antworten. Tue es jedoch nicht, da ich aus unerfindlichen Gründen

möchte, dass sie mich mag. Will ich bei Ärztinnen irgendwie immer. Ich weiß nicht, warum. Ist so ein Reflex. Frage also möglichst freundlich und intelligent zurück:

«Hä?»

Sie lächelt.

«Ich meine ja nur, ob der Rücken demnächst stärkeren Belastungen ausgesetzt ist.»

Wie? Was bitte sind denn jetzt stärkere Belastungen?

Was denkt die denn, wofür ich meinen Rücken brauche? Nein, Frau Doktor. Das ist kein Problem. Schultern, Arme und Kopf kann ich ja demnächst auch einfach mal ein bisschen am Knie tragen. Dann kann sich der Rücken ein wenig von den stärkeren Belastungen erholen. Muss man dann nur wieder aufpassen wegen Meniskus. Wenn das alles am Knie hängt, wird dem das ja womöglich

auch wieder zu viel, und dann –
kennt man ja. Aber auch das
sage ich nicht. Nein, weil ich
eben ihr unkomplizierter,
vorbildlicher Lieblingspatient
sein möchte. Der nicht unnötig
provoziert, sondern einfach
klare, kurze, sachliche
Antworten gibt. Deshalb sage
ich:

«Ja, ich muss demnächst als
Pferd arbeiten.»

Sie nickt.

«Verstehe, solche haben wir hier oft.»

Sehe, dass sie bereits
Lärmschutzkopfhörer aufhat.
Die hat mich doch gar nicht
mehr gehört. Denke noch so,
warum hat die eigentlich
Kopfhörer auf, da reißt sie auch
schon mein Bein hoch.
Überlege spontan, ob einem
wohl von den eigenen
Schmerzensschreien das
Trommelfell platzen kann. Na

ja, zumindest ging es schnell vorbei.

Da wuchtet sie das andere Bein hoch.

Flüchte mich in eine lokale Ohnmacht. Also wo nur einzelne Körperteile das Bewusstsein verlieren und man wenigstens noch ganz laut schreien kann. Nach circa fünf Minuten nimmt die Ärztin die Ohrenschützer wieder ab. Lobt mich für meine kräftige

Stimme. Sogar durch die Kopfhörer sei ich gut zu hören gewesen. Ich bin leider zu heiser, um zu antworten. Dafür sind die Schmerzen weg. Kaum zu fassen, aber sie hat es wirklich geschafft. Eine Zauberin. Sie sieht mein dankbares Strahlen, sagt:

«Keine Angst, die Schmerzen werden schon in Kürze wieder zurück sein. Machen Sie mal so.»

Ich mache mal so.

Tatsächlich, da sind sie wieder.
Eine Zauberin.

Frage, während ich mich
anziehe, mit brüchiger Stimme:

«Werden diese Schmerzen
denn jetzt für immer bleiben?»

«Nein, aber ganz von selbst
gehen sie auch nicht wieder
weg. Da wird schon noch ein
wenig mehr notwendig sein.»

Ich bin auf alles gefasst. Was
kann schon kommen? Spritzen,

weitere Brutalo-Massagen, eine Operation, eine Rückentransplantation. Mit solchen Dingen muss man rechnen. Cyborg-Technologie, wahrscheinlich mit Neuro-Nano-Photonen-Transmittern! Egal, wenn es dem Rücken dient, bin ich doch der Letzte, der sich dem technologischen Fortschritt verweigert. Ich habe keine Angst. Selbstverständlich nicht. Wenn

ich Angst hätte, wäre ich ja gar nicht hier. Ich werde tun, was zu tun ist. So bin ich eben. Das ist nun mal meine Natur. Ich bilde mir da nichts drauf ein, aber ich weiß um meine Entschlossenheit. Auch bei unpopulären Entscheidungen. Gerade dem Rücken gegenüber. Vielleicht muss ich auch zu einem Spezialisten. Vermutlich. Das wird nicht ausbleiben. In die USA. Da sind

ja nun mal die Spezialisten.
Kann man nichts machen. Oder
Fernost, das kann auch sein. Da
sind auch noch Spezialisten.
Wenn's noch spezieller wird.
Da war ich ja noch nie. Aber
wenn's nicht anders geht, dann
eben so. Womöglich in einem
Spezialhubschrauber. So was
wie Air Force One. Nur für
Rücken. Ich fliege mit
Rückenwirbel Eins. Im Auftrag
ihrer Majestät, des Rückens.

Ich werde das durchziehen.
Mich kann nichts schocken. Ich
weiß doch, wie es läuft. Hätte
ich gemeint. Denn auf das, was
nun kam, kann man nicht
vorbereitet sein. Die Ärztin
reicht mir ein DIN-A4-Blatt.

«Hier, das sind Übungen. Für
den Rücken. Die machen Sie ab
sofort fünfmal täglich, alle acht,
dann ist das in zwei Wochen ...
na ja, also dann sind erst mal
zwei Wochen vorbei.»

Rückenübungen, auf einem kopierten DIN-A4-Zettel. Kann es eine popligere, demütigendere Therapie geben? Fast zwei Billionen Euro stecken Staaten und Unternehmen jährlich in die medizinische Forschung. Und was bekomme ich davon raus? Einen kopierten DIN-A4-Zettel voller Rückenübungen. Mit Strichmännchen. Das bin ich gar nicht. Keines dieser

Strichmännchen sieht mir auch nur im Entferntesten ähnlich. Wie soll ich denn das nachmachen? Da stimmt ja die ganze Statik nicht. Man sollte diese Zettel mit Olivenmännchen bebildern. Dann ließe sich da sehr viel besser mit arbeiten. Ich hab mir dann die Mühe gemacht. Also alles noch mal neu gezeichnet mit Olivenmännchen. Hab natürlich

auch neue Übungen
hinzugefügt. Klar, wenn ich
alles neu machen muss, kann
ich da meine eigenen Übungen
ergänzen. Hab ich gemacht.
Viel im Liegen. Dann auf die
Seite und acht Stunden halten.
Schöne Übungen. Haben Spaß
gemacht. Stecke den Zettel ein
und schaue die Ärztin an.

«Kann ich denn nicht
wenigstens ein
verschreibungspflichtiges

Hammermittel kriegen?
Irgendetwas, das mir das
Gefühl gibt, in meinem
Schmerz ernst genommen zu
werden? Da muss auch gar
nichts drin sein. Nur die
Packung. Damit ich das
Freunden erzählen kann. Die
lachen doch!»

Sie schüttelt den Kopf.

«Nee, sonst arbeiten Sie mir
am Ende doch noch als Pony.
Aber ich habe was anderes für

Sie.»

Die Medizinerin drückt mir eine CD in die Hand.

«Schauen Sie mal. Das ist ein Mitschnitt Ihrer Schmerzensschreie von eben. Wenn Sie das als Erinnerungssignal auf Ihrem Handy speichern, vergessen Sie garantiert nie, die Übungen zu machen.»

Interessanter Ansatz.

Die wahrscheinlich unspektakulärste Sehenswürdigkeit der Welt

Direkt nach der Lesung in
Wulster in der Wulstermarsch
fragt mich die Veranstalterin:
«Sie wissen ja sicher, was hier
ganz in der Nähe ist, oder?»

Sie fragt dies auf jene Art und
Weise, wie einen beispielsweise

Computernotdienstfachleute fragen: «Sie haben doch bestimmt von der Festplatte und allem immer regelmäßig Sicherheits-Backups gemacht, oder?» Ebendiese Art Fragen, die eigentlich auf nichts anderes als auf eine subtile Demütigung abzielen. Praktisch nur dazu dienen, den Triumph der Besserwisserei vorzubereiten.

Wer weiß denn schon, was in

der Nähe von Wulster ist?
Beziehungsweise was oder wo
Wulster an sich eigentlich ist?
Außer den Wulsteranern wohl
kaum jemand. Das ist auch der
Veranstalterin vollkommen
bewusst. Nur deshalb fragt sie:
«Sie wissen ja sicher, was hier
ganz in der Nähe ist, oder?»

Damit dann der geradezu
unvermeidliche Dialog des
Erstaunens beginnt und ich
antworten muss: «Nein, ich

weiß ganz und gar nicht, was hier ganz in der Nähe ist.»

Worauf sie erwidert: «Haha, da werden Sie staunen! Hier ganz in der Nähe ist nämlich das Diesunddiesunddasunddas!»

Sodass ich staune: «Ach? Das Diesunddiesunddasunddas? Dass das hier in der Nähe ist, das Diesunddiesunddasunddas, das wusst ich nicht.»

Was sie jubilieren lässt:
«Jaahaa, das ist wohl was, was

kaum wer weiß vom
Diesunddiesunddasunddas.
Dass das hier in der Nähe ist,
das Dasunddas. Weil's
Diesunddies mal anders hieß.
Aber jetzt ist das das
Dasunddas. Krass, was?»

Auf diese Weise entspinnt
sich dann über häufig mehrere
Minuten ein ebenso fröhliches
wie aufschlussreiches
Gespräch. Gern beim Essen,
und so endet der Abend für

mich nicht selten belehrt und wohlgenährt. Doch an diesem Abend in der Wulstermarsch habe ich, was wirklich nur sehr selten vorkommt, tatsächlich mal ein kleines Böckchen. Als ob ich die Spielregeln nicht kennen würde, antworte ich: «O ja, natürlich weiß ich, was hier ganz in der Nähe ist!»

Sie ist unübersehbar enttäuscht. «Ach, das wissen Sie? Hm, sonst weiß das nie

einer, was hier ganz in der Nähe ist.»

«Tja, da bin ich wohl ein bisschen anders. Ein bisschen gewissenhafter als die anderen Autoren. Mir sind die Orte, zu denen ich fahre, eben nicht egal. Ich informiere mich natürlich vorher. Wie sieht das denn sonst aus? Nach Wulster fahren und dann gar nichts über Wulster wissen – haha! Das wäre ja wohl peinlich,

was?»

«Wilster», sagt sie.

«Was?»

«Unser Ort heißt Wilster, nicht Wulster», präzisiert die Frau unbeirrt freundlich.

«Oh. Äh, ja, natürlich. Aber das passiert mir oft. Also dass ich <i> und <u> verwechsle. Geht mir auch bei größeren Städten so, wie Parus, Madrud oder Huldeshum ...»

Sie lacht. «Herrlich. Immer

im Dienst, was? Da wäre ich jetzt fast reingefallen. Aber jetzt weiß ich auch, was Sie denken, was ich meine.»

«Bitte?»

«Das Atomkraftwerk. Sie denken, das meine ich.»

Ach so, das hätte ich theoretisch wirklich gemeint haben können. Brunsbüttel ist nicht weit. Warum nicht?

Beschließe zu meinen, was sie meint, dass ich gemeint hätte.

Sage also: «Genau! Ihr berühmtes Atomkraftwerk hier!»

Sie schüttelt sich. «Nix berühmt! Das olle Atomkraftwerk. Als wenn wir da nun so stolz drauf wären. Nein, hier ganz in der Nähe ist was, das haben Sie wirklich noch nie gesehen.»

Jetzt bin ich aber doch neugierig. Was habe ich denn wohl wirklich noch nie

gesehen? Sie triumphiert.

«Den tiefsten Punkt
Deutschlands!»

«Wen?»

«Also ohne Graben, Bohren
oder so. Die auf natürliche
Weise tiefste Stelle unseres
Landes.»

Denke spontan: Oh, das
interessiert mich jetzt aber gar
nicht. Antworte jedoch gewieft:
«Soso.»

«Ja, das hätten Sie nicht

gedacht, was?»

Damit hat sie allerdings recht. Sie freut sich, und ich freue mich mit. Wir sind beide glücklich und erleichtert, dass ich am Ende doch nicht wusste, was hier ganz in der Nähe ist. Sekunden vollkommenen Glücks, bis sie fragt:

«Wollen Sie sich das mal angucken?»

Kurzer Exkurs: Bei Menschen

aus Orten mit nur einer
Sehenswürdigkeit ist es
unmöglich, das Besehen dieser
Würdigkeit würdevoll zu
umgehen. Trotz etwaiger
Widrigkeiten ist stets davon
abzusehen, das Besuchen zu
verschmähen.

Nun gut. Da ich am nächsten
Abend in der Schweiz lesen
soll, geht mein Zug gleich am
Morgen. Die Veranstalterin

ficht das nicht an: «Kein Problem, dann hole ich Sie eben um 6.15 Uhr ab und fahre vorher noch mit Ihnen zum tiefsten Punkt. Das macht mir nichts aus.»

Ihr nicht.

Am nächsten Tag sehe ich um Punkt 6.51 Uhr zum ersten Mal in meinem Leben den tiefsten Punkt Deutschlands. Es ist die wahrscheinlich unspektakulärste

Sehenswürdigkeit der Welt. Sie besteht aus einer Bank, einer Tafel und einem Pfeil, der auf ein Stück Wiese zeigt, welches schon irgendwie ein bisschen tiefer liegt als der Rest der Wiese drumrum. Aber eben auch nur so ein bißchen. Der tiefste natürliche Punkt Deutschlands ist maximal eine Delle. Eine Wiesendelle. Ich bin um Viertel nach fünf aufgestanden. Habe mich über

eine halbe Stunde tief in die Wilstermarsch fahren lassen. Um dort bei Temperaturen um den Gefrierpunkt auf eine Wiesendelle zu starren.

Rund zwanzig Minuten lassen wir die Sehenswürdigkeit auf uns wirken. Und sie wirkt gewaltig. Keiner kann etwas sagen. Zwanzig Minuten lang. Die tiefste Fassungslosigkeit Deutschlands. Dann denke ich aber: Bitte, Horst, das ist

unhöflich. Die Frau ist extra in aller Frühe aufgestanden. Du musst mit ihr reden. Etwas Nettes sagen. Bedeutsames. Freundliches. Irgendeine Spielart der Konversation, die ihr ein gutes Gefühl gibt und für die du dich nicht verurteilst. Sage jedoch zu meiner großen Enttäuschung: «So, das ist denn jetzt also die tiefste Stelle Deutschlands.»

Und nach einer erneut

verwegen gedehnten Pause:

«Sieht man so gar nicht.»

Sie antwortet sofort: «Ja, das sagen alle.»

Erschöpft von unserem Dialog, verharren wir weitere zehn Minuten schweigend vor der Sehenswürdigkeit.

Als ich eine halbe Stunde später in den Zug steige, verabschiedet sich die Frau: «Sie müssen unbedingt bald noch einmal wiederkommen.

Dann aber mit mehr Zeit.»

Und ich denke: Genau. An einem Tag schafft man das ja alles gar nicht. Wer weiß, was hier noch so alles ganz in der Nähe ist? Vielleicht die leerste Stelle Europas. Also nicht gesprengt oder so, sondern die auf natürliche Weise leerste Stelle Europas. Da würde ich mich gerne mal reinstellen.

Trendfitness

Im Haus gegenüber wohnt seit ein paar Wochen eine junge Frau, die jeden Abend irgendeine Form von Fitness macht. Wahrscheinlich Pilates, Zumba, Bokwa oder ähnliche dem richtigen Sport verwandte Übungen zu lauter Musik. Trendfitness eben.

Schaue ihr zu, während ich

bei Frau Schwirrat die Fenster putze. Anfangs hatte ich ein schlechtes Gewissen. Also der Frau bei ihrem Workout zuzugucken. So wie mittelalte Männer meistens ein leicht schlechtes Gewissen haben, wenn sie jungen Frauen bei irgendwas zuschauen.

Aber dann dachte ich: Meine Güte, es ist ja wohl nicht meine Schuld, wenn die Frau jetzt ausgerechnet da tanzen muss,

wo ich nun zufällig hingucke. Ich lebe hier schließlich schon länger. Ich habe bereits in ihr Fenster geguckt, als da noch ein Mann wohnte, der so aussah wie ich und häufig nur mit einer Unterhose bekleidet auf dem Balkon saß. Da hab ich mich auch nicht beschwert, obwohl das nun wirklich nicht immer schön war. Wenn ich morgens die Vorhänge aufzog und mein erster Eindruck vom neuen Tag

dieser Mann war, dachte ich meist: «Der Mond ist aufgegangen.» Der Balkon gegenüber ist nämlich leider nicht durch ein Mäuerchen, sondern nur durch Gitterstäbe umgrenzt. So konnte man alles sehen. Vom Kopf über den Bauchnabel bis hin zu den Birkenstocklatschen. Genau solche, wie auch ich sie habe. Außerdem trug er meist Socken in allen Schattierungen der

reichhaltigen
Brauntonfarbpalette.

Selbst seine eigentlich
modischen Hipsterunterhosen
konnten da nichts mehr retten.
Auch wenn ich ähnliche trage
und die wirklich okay sind.
Doch das ist irrelevant. Jede
Unterhose wäre bei diesem
Mann oder mir wohl eher
unvorteilhaft, wenn wir sie mit
braunen Socken und
Birkenstockschlappen

kombinieren. Das Problem ist nicht die Unterhose.

Mitnichten! Ich möchte es mal so ausdrücken: Mit dem Betrachten und Begreifen der wahren Schönheit von Männerunterhosen ist es ja letztlich so ähnlich wie mit der Freiheit. Ihren wahren Wert begreift man erst, wenn sie nicht mehr da sind.

Bei der jungen Frau hingegen ist jedes

Kleidungsstück perfekt.

Wohlbedacht gewählt. Obwohl außer mir überhaupt niemand zuschaut. Und auch ich sollte ja eigentlich nicht zuschauen.

Marion Reuter, meiner Freundin vor rund dreißig Jahren, sollte ich zuschauen. Damals wollte ich nicht. Seinerzeit hießen diese Übungen noch nicht «Workout», sondern «Aerobic». Noch etwas früher sogar «Tanz-

Fitness», «Skigymnastik» oder einfach «Training». Die Musik kam von CDs, davor Musikkassetten, Langspielplatten, plärrenden Transistorradios. Und für den Sport gab es noch keine spezielle Mode in dem Sinne, sondern nur Zeug. Statt atmungsaktiver, gutgeschnittener Funktions-Fitness-Basic-Wear trugen wir Sportzeug. Das war der

Fachbegriff. Die heutige Trainingskleidung signalisiert auf Anhieb: Schau, ich bin sportlich. Ich achte auf meinen Körper. Ich trage meine Sportkleidung auch zum Kaffeetrinken, so sportlich bin ich. Mein Kaffee ist übrigens genauso sportlich wie meine Kleidung. Er heißt wie sein Röstverfahren, und ich kenne das Land, in dem die Bohne wächst.

Wir kannten früher nur
Filterkaffee in den fünf
Geschmacksrichtungen:
normal, alt, heiß, egal und kalt.
Jeder hatte da sein
Lieblingsflavour, manchmal
noch mit den Toppings
Kondensmilch und
Würfelzucker.

Hin und wieder denke ich,
dass ich auch gern jeden Tag so
ein Fitness-Workout-Programm
machen würde. Aber ich grause

mich einfach zu sehr davor, die dafür nötige Kleidung anzuziehen. Es steht zu befürchten, dass mein Körper diese Kleidung abstoßen würde, so wie manche Körper ein nicht passendes Organ nach einer Transplantation. Nur dass dies bei der Kleidung natürlich nicht unter ärztlicher Aufsicht geschieht und ich dann trotzdem irgendwie in dem Fitnessoutfit rumlaufe, obwohl

mein Körper es längst
abgestoßen hat. Was jeder
außer mir auch sofort sieht. In
Berlin kann man solche Fälle
misslungener
Fitnesskleidungstransplantation
jeden Tag zuhauf auf der
Straße beobachten.

Das Sportzeug von früher
dagegen war anders drauf.
Schon beim Anziehen fauchte
es einen an: «Wrräääh, ich
bin das Sportzeug. Na los, du

Sau! Schwitz mich voll!

Uuaarrhh!!!!» Es war ohne Allüren. Machte nur seinen Job und wollte dann auch zügig wieder gewechselt werden. Ein Wunsch, an dem es nicht den geringsten Zweifel ließ, indem es verlässlich stank. Wobei auch das Stinken früher gesellschaftlich nicht so sehr geächtet war wie heutzutage. Es galt nicht als Ausdruck hygienischer Versäumnisse

oder körperpfleglicher
Nachlässigkeiten, sondern als
Zeugnis durchlebter
Anstrengungen. «Wo
gearbeitet wird, wird auch
gestunken», wusste der
Volksmund, und Sätze wie
«Mama, wenn ich groß bin,
möchte ich auch so stinken
können wie dieser Mann da!»
waren nichts Ungewöhnliches.
Erst als die Menschen die
Fähigkeit entwickelten, auch

ohne Arbeit zu stinken, sank die gesellschaftliche Achtung vor dem Körpergeruch rapide. Das alte Sportzeug kommt noch aus der Ära des «Ich stinke, also bin ich!». Mit dieser Haltung gewinnt man heute nur schwer Freunde. Und falls doch, sind das meistens ziemlich komische Leute.

Die Pharmaindustrie denkt wohl schon ernsthaft über eine Anti-Stinker-Impfung nach, die

bewirkt, dass die Duftstoffe, die
über das Schwitzen
ausgeschieden werden, nach
der Impfung anders riechen.
Angenehm und luftig eben.
Natürlich soll es
unterschiedliche
Dufrichtungen geben. Alle
halbe Jahre muss ohnehin
aufgefrischt werden. Wer will,
kann dann auch mal einen
anderen modischen
Schweißgeruch ausprobieren.

Sollte das klappen, könnte man so theoretisch sogar das Wäschewaschen erledigen. Indem man die Kleidung einfach mal richtig durchschwitzt, bis sie wieder frühlingsfrisch duftet. Aber das ist im Moment natürlich alles noch Zukunftsmusik. Oder eben der Geruch von morgen.

Frau Schwirrat macht mich darauf aufmerksam, dass ich jetzt seit fast einer Stunde die

immer gleiche Stelle des Fensters putze. Dann sieht sie die junge Frau bei ihren Übungen und lacht.

«Ach deshalb. Ich war ja früher mal ganz genauso.»

«Sie haben Workout gemacht?»

«Wir nannten das ›Jazzgymnastik‹ und haben dazu unsere Turnsachen getragen.»

«Hat es Sie gestört, wenn

Ihnen mittelalte Männer dabei zusehen haben?»

«Damals gab es noch keine mittelalten Männer. Ich war jung. Daher gab es nur Jungs und alte Männer. Wissen Sie, solange Sie nicht der jungen Frau die Schuld dafür geben, dass es Ihnen unangenehm ist, ihr gerne zuzusehen, ist wahrscheinlich alles in Ordnung. Ach. Früher hat da ja ein gar nicht mal so

unattraktiver junger Mann gewohnt, der sich häufig leicht bekleidet auf dem Balkon gesonnt hat. Da habe ich auch gerne hingesehen.»

Lächelnd streichelt sie die Katze und verlässt dann das Zimmer. Bin mir plötzlich gar nicht mehr sicher, ob der Mann wirklich so ausgesehen hat wie ich.

Jung, sexy und arbeitslos in Bayern

Auf dem Bahnsteig in
Ebersberg bei München steht
eine Gruppe Bayern-Fans und
singt leicht leiernd:

«Wir sind jung, sexy und
arbeitslos in Bayern,
wir können nix, außer saufen
und feiern!

Hey Ho!»

Wann immer ich irgendwo
Bayern-München-Fans sehe,
habe ich stets ein bisschen
Mitleid. Diese stupide
Titelzählerei stelle ich mir sehr
anstrengend vor. Dazu die
ständige Angst, man könnte
doch mal verlieren oder
womöglich Zweiter werden. Als
gebürtiger Werder-Bremen-

Fan und zudem bekennender Sympathisant der Berliner Vereine kann ich guten Gewissens sagen: Diese Angst am Ende der Saison, womöglich Zweiter geworden zu sein, ist uns eher fremd. Ein Werder-Bremen-Fan denkt ohnehin nicht in Titeln, sondern in Wundern. Die sind schließlich auch wahrscheinlicher.

Doch dem Mitgefühl für die armen Bayern-Fans mit ihrer

sie nicht loslassen wollenden
Angst vor zweiten Plätzen tut
das natürlich keinen Abbruch.

Sie sind sympathisch.

Insbesondere aufgrund ihrer in
Endlosschleife gesungenen,
ehrlichen Eigenwerbung:

«Wir sind jung, sexy und
arbeitslos in Bayern,
wir können nix, außer saufen
und feiern!

Hey Ho!»

Wobei es diesen Gesang
natürlich für viele
Bundesländer gibt. Ich habe
ihn zumindest schon in fast
allen gehört. Sehr bekannt
beispielsweise:

«Wir sind jung, sexy und
arbeitslos in Hessen,
wir können nix, außer saufen

und ...»

Den Reim kann sich jeder selber machen. Etwas origineller dagegen:

«Wir sind jung, sexy und arbeitslos in Meck-Pomm und überlegen Tag und Nacht, wie wir hier wegkomm'!»

Stärkere Variationen und sogar

inhaltliche Volten findet man in ehrgeizigeren Bundesländern wie Sachsen-Anhalt.

«Wir sind jung, sexy und wach in Sachsen-Anhalt und selbst des größten Schwachsinn treuster Anwalt!»

Ein Freund aus Halle erklärte mir dazu vor einigen Jahren:

«Das ‹arbeitslos› lassen wir in Sachsen-Anhalt einfach weg, weil is' ja eh klar.» Hey Ho!

Für Berlin kenne ich dieses Lied übrigens nicht, wohl aber in Regionalvarianten, anhand deren es auch innerhalb eines Bundeslandes zu Nickligkeiten kommt:

«Wir sind jung, sexy und arbeitsscheue Schwaben

und mögen viel lieber duschen
als Baden.»

Wobei interessant ist, dass in
Baden-Württemberg statt
arbeitslos arbeitsscheu
gesungen wird. Vermutlich weil
der Begriff «arbeitslos» dort
selbst für Fangesänge zu
unglaublich ist.

Die Fahrt von Ebersberg zum

Münchner Hauptbahnhof
dauert nur rund eine
Dreiviertelstunde. Da lohnt es
sich kaum, etwas Richtiges
anzufangen. Deshalb erledige
ich nur Dringliches mit dem
Smartphone. Das heißt, ich
spiele Fruit-Ninja. Aus gutem
Grund. Nachdem die Freundin
meinen Highscore pulverisiert
hatte, hat sie ein Bildschirmfoto
gemacht, es mir zugeschickt
und unterschrieben mit:

«Nimm das, du Wurst-Ninja!»
Seitdem arbeite ich an meinem Highscore, um ihr irgendwann mal eine Antwort-MMS zu schicken, die sich gewaschen hat.

Die ältere, sehr gepflegte Dame neben mir schaut mir unverhohlen beim Spielen zu. Dann fällt ihr Blick auf meinen Notizblock. Ich habe schon mal ein erstes Brainstorming für mögliche Schmähnamen

gemacht, mit denen ich die triumphale Antwort an die Freundin schwungvoll abrunden könnte:

«Vize-Ninja», «Fräulein Zweiter Sieger», «Schnibbel-Bibbel», «Du ahle Dreckschlüßber, du!».

Der richtige Begriff ist leider noch nicht dabei. Denn ich suche eine Verhohnepiepelung, die ebenso geistreich wie scharf und aristokratisch ist.

Ich fürchte, «Du ahle Dreckschlüßber, du!» leistet das nicht. Außerdem ist es meiner Meinung nach auch eine Beschimpfung für einen Mann. Beschimpfungen mit Kleidungsstück-Hintergrund sind grundsätzlich meist eher für Männer geeignet.

«Pullunder-Gesicht!»,
«Flanellhemd-Rocker!», «Du Nasen-Socke!» – so was sagt man doch, wenn überhaupt, nur

zu Männern.

Die Frau neben mir nimmt plötzlich ihr Handy. Das Spiel auf meinem Bildschirm lässt sie jedoch nicht aus dem Auge. Dann spricht sie: «Ja, guten Tag, Frau Möller, ich rufe an, weil ich jetzt doch ein gutes Thema für das letzte Psychologieseminar des Semesters gefunden habe. Was halten Sie von <Spielsucht im Alter>?»»

Ich haue vor Schreck voll auf die nächste Bombe und explodiere. Lege entnervt das Handy weg. Die Frau lacht.

«Sind Sie jetzt beleidigt wegen der Spielsucht oder des Alters?»

«Ich bin nicht beleidigt.»

«Aha, also wegen beidem.»

Sie lacht schon wieder. Das Schlimmste ist, dass sie auch noch recht hat und zu allem Überfluss irgendwie nett ist.

Eine schlagfertige Antwort wäre jetzt schön, aber die meisten schlagfertigen Antworten fallen einem ja immer erst Wochen später ein. Stattdessen fährt sie fort:

«Keine Angst, ich halte Sie weder für spielsüchtig noch für alt.»

«Hmmm. Und warum haben Sie dann extra so laut telefoniert, dass ich auch garantiert alles mithöre?»

«Also bitte. Ich bin Psychologin. Wir nutzen natürlich jede Gelegenheit im Alltag, um andere Menschen zu deprimieren. Aus Kollegialität gegenüber den Kollegen. So erhalten wir uns gegenseitig den Nachschub für unsere Praxen.»

Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob sie das im Scherz meint.

Auf dem Bahnsteig in München haben die Bayern-Fans ein neues Spiel für sich entdeckt. Sobald einer von ihnen einen Anruf bekommt, von seiner Freundin oder Mutter oder so, springen alle anderen um ihn herum und singen ganz, ganz laut: «Zu laut zum Telefonieren! Zu laut zum Telefonieren!!» Schön, aber mir fehlt ihr alter Gesang. Der hatte so was Meditatives.

Versuche, für sie
einzuspringen, und singe
holpernd:

«Wir sind jung, sexy und
allesamt Patienten,
sichern so den Psychologen
ihre Renten!
Hey Ho!»

Die Bayern-Fans klatschen
aner kennend Beifall.

Ultimate surfing

Eines der Dinge, die man bei meinem äußeren Erscheinungsbild eher nicht vermuten würde, ist, dass ich ein wirklich leidenschaftlicher Athlet bin. Laufen, schwitzen, sich auch mal quälen, das begeistert mich. Wirklich wahr, ich mache einfach wahnsinnig gerne Sport. Aber mein Körper

eben nicht. Und das beschreibt auch schon eines unserer wesentlichen Probleme: Mein Körper hat einfach oft seinen eigenen Kopf. Wir ziehen häufig nicht am gleichen Strang, was gerne zu schier endlosen Diskussionen zwischen uns führt. Bei denen er dann oft zum Neunmalklugen neigt und Sachen sagt wie:

«Ach ja, mach du mal deinen

Sport, ich bleib hier liegen.»

Und dann kann man gar nichts machen. Er sitzt da ja auch am längeren Hebel.

Wenn ich nur über sportliche Aktivitäten nachdenke, ergreift mein Körper schon Abwehrmaßnahmen.

Bevorzugt: Fluchtschlaf.

Rein mental könnte ich wohl ohne weiteres Leistungssportler sein. Ein Großteil der Anforderungen,

gerade im Bereich Interviews
oder Verträge aushandeln,
würden für mich kein Problem
darstellen. Nur mein Körper
hat einfach kein Interesse, und
ohne ihn hat es ja keinen
Zweck. Das ist natürlich alles
reichlich unerfreulich für mich
und wirkt sich nicht zu knapp
auf mein Erscheinungsbild aus.
Offen gestanden würde ich
sogar so weit gehen zu
behaupten: Wenn ich einen

anderen Körper hätte, könnte ich ganz anders aussehen.

Da ich aber trotzdem nicht völlig auf körperliche Aktivitäten verzichten möchte, bin ich also stets auf der Suche nach einem Sport, den man vor seinem Körper geheim halten kann. Weshalb ich mich, wann immer ich kann, auch über diese modernen, neuartigen, teilweise auch ziemlich elitären Trendsportarten informiere.

Denn die kennt er noch gar nicht. Da riecht er den Sportbraten nicht schon frühzeitig. Und so habe ich kürzlich endlich mal was für mich gefunden. Es heißt «Ultimate surfing», und das Besondere daran ist, dass es auf allen unnötigen Schnickschnack verzichtet, was mir sehr entspricht. Also im Prinzip ist das schon normales Windsurfen. Aber eben ohne

Anzug, ohne Segel, ohne Brett, ohne Wasser, ohne alles. Nur der reine Sport! Absolut puristisch! Also eigentlich steht man da einfach nur so im Wind und denkt sich: So, das ist jetzt also mein Sport.

Natürlich üben diese Disziplin nur ganz wenige aus. Daher kann man sie schon als ziemlich elitär bezeichnen. Obwohl sie gar nicht so teuer ist. Eigentlich braucht man

nichts, außer einen Platz, wo es ordentlich zieht. Das findet man nun wirklich überall. Selbst indoor. Nur zwei Fenster auf, schon hat man ideale Bedingungen. Wenngleich manche Ultimate-Surfer sogar noch extremer sind. Die machen teilweise auch «ohne Wind». Das ist dann praktisch nur so stehen. Aber das wär nix für mich. Meines Erachtens ist das schon gar kein richtiger

Sport mehr.

Stattdessen plane ich für die Ferien, auch mal «Ultimate mountain trekking» zu probieren. Wie ich hörte, ist das quasi Bergwandern, aber eben ohne Ausrüstung, ohne Sauerstoffgerät, ohne Berge und auch ohne Wandern. Wenn ich das recht verstanden habe, sitzt man einfach nur irgendwo erhöht und genießt die Aussicht. Das Einzige, worauf

man achten sollte, ist die regelmäßige Flüssigkeitszufuhr. Damit der Körper nicht dehydriert.

Also «Ultimate mountain trekking» mit Tischbedienung. Im Schatten. Das wäre, glaube ich, mein Sport.

Ich kann dir nicht lange böse sein

Angefangen hatte alles mit einem Streit. Einem heftigen Streit. Es ging um Druckerpapier, das ich angeblich vor Wochen aufgebraucht hätte, ohne es nachzukaufen, und nun, wo sie auch einmal was ausdrucken wollte, sei nichts da! Ich

beteuerte, Druckerpapier
gekauft zu haben, das nun aber,
warum auch immer, irgendwie
verschollen sei. Wofür ich ja
wohl auch nichts könne. Was
die Freundin aus Prinzip
bestritt, woraus sich ein Disput
entwickelte, in dessen Verlauf
zwangsläufig auch Begriffe
fielen wie Verschussel-Faschist
oder stalinistisch-feministischer
Druckerpapierplanwirtschaftsto
Was zwar alles hochironisch-

humorvoll gemeint war, jedoch nicht so verstanden wurde, weil Ironie ab einer gewissen Lautstärke das Spielerische verliert. Irgendwann aber kehrte auch wieder Stille ein, die natürlich alles nur noch viel schlimmer machte.

Von da an, das war mir klar, tickte die Uhr. Ich hatte nun drei bis vier Stunden Zeit, eine Friedensinitiative zu starten. Täte ich das nicht, würde sie

das übernehmen, was zunächst natürlich bequemer wäre, aber beim nächsten Streit zur Folge hätte, dass ich mich auch noch mit dem Vorwurf konfrontiert sähe, nie konkret nach Lösungen zu suchen, da ich mich nicht um die Beziehungshygiene kümmere und so weiter und so fort. Eine zugegeben recht brillante Strategie ihrerseits, die es mir zunehmend verunmöglicht,

nach Streits die eigentlich
meinem Naturell
entsprechende Taktik des So-
lange-Schmollens-und-
Schweigens-bis-alles-von-
alleine-wieder-gut-ist
anzuwenden. Stattdessen bin
ich ständig gezwungen,
konstruktive Ideen zu
entwickeln, die ja bekanntlich
auch nicht auf Bäumen
wachsen. Da hat man doch
irgendwann schon fast gar

keine Lust mehr, überhaupt noch zu streiten. Bei dem Rattenschwanz, den das immer nach sich zieht. Manchmal allerdings mache ich es mir auch einfach. Mit Vorschlägen, von denen ich hoffe, dass sie sie süß findet, was auch schon viel hilft. Oder solchen, die quasi immer reflexartig stimmungsaufhellend wirken.

Also behauptete ich, da ich ohnehin Druckerpapier

besorgen müsse, würde ich gleich auch mal nach einem neuen Anzug schauen wollen. Ob sie mich nicht beraten könne. Das würde mir sehr helfen und viel bedeuten. Ließ zudem noch die Bemerkung fallen, dass sich dann ja vielleicht auch für sie was entdecken ließe. Denn schließlich bin ich ein schlauer Fuchs, und das ist ein Satz, der seine Wirkung nie verfehlt.

Dachte ich. Erste Zweifel hätten aufkommen sollen, als ich gerade einen Anzug anprobiert hatte und sie meinte: «Ein Anzug beweist sich im Gehen! Lauf doch mal durch die Kaufhausetage und zurück.»

Als ich zurückkam, war sie mit meinen Sachen, meiner Tasche und natürlich auch dem Portemonnaie, Handy und überhaupt allem spurlos

verschwunden. In diesem Moment, als ich ohne alles, nur mit einem unbezahlten Anzug bekleidet, im Kaufhaus stand, da wurde mir klar, dass sie in Gedanken wohl doch noch irgendwie bei unserem Streit gewesen sein muss.

Weder Geld, um den Anzug oder etwas anderes zu kaufen, noch ein Handy, um Hilfe zu rufen, hatte sie mir gelassen. Ich weiß nicht, wer schon

einmal Stunden in einem Kaufhaus verbracht und ungefähr sechzig verschiedene Anzüge anprobiert hat, nur um Zeit zu gewinnen. Damit erstmal nichts auffällt. Als wenn es unauffällig wäre, eine komplette Kaufhauskollektion durchzuprobieren. Erst kurz vor Ladenschluss, nach Einbruch der Dunkelheit, hatte ich mich endlich mit meinem Schicksal abgefunden und war

innerlich gerüstet für meinen Gang nach Canossa. Also notgedrungen nur in T-Shirt und Unterhose nach Hause zu laufen. Im November.

Als ich die Freundin später schnäuzend fragte, ob sie wirklich glaube, dass das eine angemessene Strafe für meinen Druckerpapier-Fauxpas gewesen sei, meinte sie, es ginge gar nicht um das olle Papier. «Nicht? Worum denn

dann?», hakte ich nach. Das wisse ich ganz genau.

Das ist übrigens einer dieser Sätze, die mich immer ratlos zurücklassen. Ausnahmslos. Sprich: Ich wusste natürlich nichts. Doch anders als sonst gab ich es diesmal auch zu.

Daraufhin erklärte sie, es sei natürlich wegen dieser Situation, in die ich sie gebracht hätte, als sie da im Supermarkt an der Kasse

stand. Alle Einkäufe auf dem Band und sie ohne Geld, weil ich, ohne Bescheid zu sagen, die letzten Scheine aus dem Haushaltsportemonnaie genommen hätte für irgendeinen Quatsch. Und das alles mit dem schreienden Kind vorm Bauch im Tragetuch.

Nun kam es zwischen uns zu folgendem Dialog:

Ich: «Aber das ist jetzt vierzehn Jahre her!»

Sie: «Ja und? Ist es darum jetzt plötzlich super oder auch nur weniger schlimm?»

Ich: «Ich hab mich damals tausendmal entschuldigt, wochenlang den Abwasch gemacht, alle Fenster geputzt, bei Wind und Wetter das Lüften des Kindes im Tragetuch übernommen und war bei mehreren Streits konstruktiv, obwohl ich noch gar nicht wieder an der Reihe gewesen

wäre.»

Sie: «Ja und?»

Ich: «Du hast irgendwann auch gesagt, es wäre wieder gut.»

Sie: «Ja und? Hast du dich noch nie getäuscht?»

Ich: «Vierzehn Jahre!»

Sie: «Weißt du noch, wofür du das Geld damals gebraucht hast?»

Ich: «Nein. Das heißt doch. Für einen Anzug. Ich brauchte

einen billigen Anzug für irgendeinen Auftritt. Deshalb?»

Sie: «Der Anzug im Kaufhaus heute war so was wie ein Trigger.»

Und dann kam dieser Satz, der mich seitdem beschäftigt. Ein Satz, der für mich eine neue Welt des Denkens eröffnete:

«Eigentlich sollte ich jetzt wirklich sauer auf dich sein, weil du in mir so billige

Rachegefühle ausgelöst und mich zu so einer albernem Tat verleitet hast, aber ich kann dir einfach nicht lange böse sein.»

Stimmt. Das Lange-böse-Sein liegt ihr offensichtlich überhaupt nicht.

Später erklärte sie mir, dass sie eigentlich gar keine tiefere Befriedigung verspüre und ihr die Aktion an sich auch irgendwie peinlich sei, nur der ganz konkrete Moment der

Rache, also als sie mit meinen Sachen aus dem Kaufhaus sei – das hätte sich schon sehr gut angefühlt. Aber die Sehnsucht nach diesem kurzen Hochgefühl, die mache ihr manchmal schon ein bisschen Angst.

Mir auch.

Das Druckerpapier, deshalb bin ich ja überhaupt los, habe ich dann übrigens vergessen zu

kaufen. Dafür habe ich daheim, beim Umziehen, unter einem Stapel nicht mehr ganz frisch gewaschener Wäsche, die ich schon längst hatte in den Schrank räumen wollen, das Druckerpapier gefunden.

Später, als ich das neue Papier eingelegt hatte und ihre wartenden Druckaufträge ausdrucke, kommt als letztes ein einzelnes Blatt, auf dem nur ganz groß «Tut mir leid!» steht.

Beim Blick auf die angegebene Uhrzeit sehe ich aber, dass sie das schon vor unserem Streit abgeschickt hat. Als ich sie drauf anspreche, meint sie: «Jaja. Als ich gesehen habe, dass kein Druckerpapier mehr da ist, und merkte, wie wütend mich das machte, hatte ich gleich das Gefühl, das wird womöglich schlimm enden. Da wollte ich schon mal vorsorgen!»

Sie hat also die Versöhnung geplant, noch bevor sie den Streit angefangen hat.

Bemerkenswert. Da könnte sich manch männliche Konfliktpartei auf dieser Welt eine Scheibe abschneiden.

Revolution 0.2 - ein Drama in einem unvollendeten Akt

«Revolution!», teilt mir der Prospekt eines Elektronikkaufhauses mit. In den Filialen dieser Elektronik Einzelhandelskaufhäuser fände jetzt eine Revolution statt. Na, da will ich aber nicht fehlen! Packe flugs alles ein,

was man für eine Revolution so
braucht, also die schwarz-rote
Fahne, das Megaphon,
Bunsenbrenner für brennende
Barrikaden sowie meine kleine
Reiseguillotine, und ziehe los.

«Wohin des Wegs?», fragt
mich schon nach wenigen
Metern ein Wachmann,
während er misstrauisch den
Bollerwagen beäugt, auf dem
ich die kleine Reiseguillotine
hinter mir herziehe.

«Ha! Habt Ihr's denn noch nicht gehört? Revolution ist!»

«Was? Revolution? Ein Umsturz? Mir wurde nichts gemeldet! Wo denn?»

«Im großen Elektronikkaufhaus! Ha!»

Der Wachmann ist skeptisch. Fragt prüfend: «Soso, und was genau sind die Ziele Eurer sogenannten Revolution?»

Potzblitz! Die habe ich in der Eile ja ganz vergessen. Was

sind denn unsere Ziele?

Schlage noch mal im roten
Revolutionsprospekt nach.

«Sooo, Moment, da haben
wir's! Wir fordern ... Oh. Also,
wie es aussieht, fordern wir
eine Null-Prozent-Finanzierung
bei Ratenzahlung für die ersten
drei Monate. Uii.»

Der Wachmann kräuselt
seinen stolzen Schnauzer und
erkennt plötzlich den Ernst der
Lage.

«Sapperlot! Ihr Bastarde!

Was denkt ihr euch? Dass man das einfach so hinnehmen wird?

Einen solchen Umsturz? Null-Prozent-Finanzierung? Ihr

Hirndurchnässten, ihr! Man wird euch zerquetschen!

Flammen werden schlagen bis zu den Sternen! Blut wird

tränken die Straßen Berlins, in Flüssen, breit genug, um nach

Paragraph 2, Absatz 3 der Wasserwegeverordnung

genehmigungspflichtigen
Binnenschiffverkehrsverkehr
durchführen zu können in den
reißenden Strömen des
Menschensaftes! Ihr wollt die
Pforten der Hölle öffnen? Nun,
die Pforten der Hölle werden
im Windzug der
durchrauschenden Dämonen in
ihren Angeln schlagen! Und das
zur Mittagsstunde, wo trotz
mietvertraglich vereinbarter
absoluter Ruhezeit kleine

Teufel Flasche für Flasche in
den Altglascontainer donnern!
Menschen werden sich voll
Furcht in ihren Häusern
verbarrikadieren und große
Lautsprecher in die Fenster
hängen, aus denen im Sound-
Master-Big-Bore-Bass-Booster-
System Helene Fischers
«Atemlos» dröhnt. Denn sie
haben die Hoffnung, so
wenigstens einen Teil der
Eindringlinge und Plünderer

von ihren Heimstätten
fernhalten zu können! Ha!
Wollt ihr wirklich, dass solches
geschieht?»

Sein Kopf glüht knallrot. Ich
beruhige ihn.

«Nein, nein, Herr
Wachtmeister. Mitnichten
wollen wir das!» Denn ich habe
mir mittlerweile den
Revolutionsprospekt bis zum
Ende durchgelesen. «Wie es
aussieht, hat das

Elektronikkaufhaus seiner eigenen Forderung bereits nachgegeben.»

«Ach.»

«Jaja, nach derzeitigem Informationsstand gibt es diese Null-Prozent-Finanzierung für die ersten drei Monate bei Ratenzahlung schon. Die Revolution hat gesiegt! Venceremos!!»

Der Wachtmeister lässt die Schultern hängen. Sein

majestätisch gezwirbelter
Schnauzer schnurrt wie von
selbst zu einem
Dienstleisteroberlippenbart
zusammen.

«Dann ist also alle Ordnung,
wie wir sie bis hierhin kannten,
verloren?»

«Na ja, wie man's nimmt.
Eigentlich ist so eine Null-
Prozent-Finanzierung beim
aktuellen Zinsniveau kein völlig
wahnwitziges Angebot. Erst

recht wenn sie nur für die ersten drei Monate gilt.

Eigentlich ist das sogar ziemlich dämlich.»

«Ah, verstehe. Aber wessen Herrschaft hat denn nun mit dieser Revolution begonnen? Die der Doofheit?»

«Nicht mal das. Wenn ich es recht erfasse, wurde die Majestät der Beschränktheit durch diese Art der Revolution praktisch nur im Amt

bestätigt.»

«Ah ja! Ach Gott, was wird wohl als Nächstes kommen?»

«Oh, ich hörte die Auguren gurren von Uhren, mit denen die Menschen selber alle auch privatesten Daten über sich sammeln. Auf dass sie diese dann unkompliziert der Welt und ihrer Versicherung beflissentlich zur Verfügung stellen können.»

«Aber das ist doch auch keine

rechte Revolution, mein Herr.»

«Ach, was wäre heute denn noch eine würdige Revolution? Hat sich dieses Wort nicht längst auf T-Shirts, Limonadeflaschen und bunten Elektronikmarktprospekten zur Ruhe gesetzt?»

«Zur Ruhe gesetzt? Die Revolution? Na, da hoff ich aber mal, dass sie neben der staatlichen Rente auch privat vorgesorgt hat.»

«Ja, die Revolution ist alt geworden. Sie trägt jetzt beige Jacken und will keine bessere, gerechtere Welt mehr, sondern ein Leben in Vollkasko.»

«Ach, wie schade. Nun ja, die alte Revolution, sie wird mir fehlen.»

Beide ab.

Das Ordnen

«Wenn ein unordentlicher
Schreibtisch einen
unordentlichen Geist
repräsentiert, was sagt dann
ein leerer Schreibtisch über
den Menschen, der ihn benutzt,
aus?»

Albert Einstein

In eigener Sache: Mein Alltag

Die Tochter kommt ins
Arbeitszimmer, streckt mir das
Telefon hin, sagt:

«Für dich.»

Ich schrecke hoch, schnauze
sie an:

«Kannst du nicht anklopfen?

Ich arbeite.»

«Ich habe angeklopft, aber

das hast du vermutlich nicht gehört, weil du so laut geschnarcht hast.»

«Wer ist denn dran?»

«Keine Ahnung. Eine Frau.»

«Und die hat nicht gesagt, was sie will?»

«Wahrscheinlich schon. Aber ich hab gleich beim ersten Wort an ihrem Tonfall gemerkt, dass das für dich ist. Da hab ich dann nicht mehr weiter zugehört.»

Die Frau am Telefon, die leider das ganze Gespräch verfolgt hat, entschuldigt sich freundlich, dass sie mich bei der Arbeit störe und zudem auch noch geweckt habe. Dann erkundigt sie sich nach dem Text. Bin zu sehr Profi, um zu fragen, wer sie eigentlich ist. Meine Strategie geht auf. Im Folgenden verrät sie es mir von selbst. Sie arbeitet wohl in einer Agentur, die unter

anderem für eine Gruppe brandenburgischer Hoteliers tätig ist. In deren Auftrag hatte sie mir vor rund zwei Monaten einen Brief geschrieben. Von mir sei keine Reaktion gekommen.

Das klingt glaubhaft.

Daraufhin habe sie mich vor knapp einem Monat nach einem Auftritt persönlich angesprochen. Ich hätte sofort gewusst, worum es geht,

gemeint, meine Antwort müsse irgendwie in der «Hauspost» verlorengegangen sein, und ihr dann «den Text» im Laufe der nächsten Tage versprochen. Da das nun, wie gesagt, mehrere Wochen her sei, wollte sie sich mal erkundigen, ob ich die Angabe «im Laufe der nächsten Tage» zeitlich etwas präziser fassen könne. Ich schlage «bis Freitag» vor, worüber sie sich fast einen Tick zu sehr freut.

Vermutlich weil ihr nicht aufgefallen ist, dass ich nicht gesagt habe, welcher Freitag. Daher verabschieden wir uns freundlich.

Schaue in den Kalender.

Obwohl zu meiner teilnahmslosen Verwunderung erst Dienstag ist, beschließe ich, ohne Zeitdruck umgehend nach diesem Ursprungsbrief zu suchen, um zunächst mal seriös zu recherchieren, worum es bei

dieser Angelegenheit
überhaupt geht. Finde ihn
zusammen mit einiger anderer
ungeöffneter Post gar nicht so
weit vom Schreibtisch entfernt,
unter einem Stapel
frischgewaschener, gefalteter
T-Shirts, die ich ohnehin längst
in den Schrank räumen wollte.
Nun räume ich sie fürs Erste
etwas näher an den Schrank
ran, indem ich sie auf das neue
Paket Druckerpapier lege.

Immerhin.

Im Brief erfahre ich, dass sich die Anfrage auf Wölfe bezieht. Die sind in Brandenburg mittlerweile wieder heimisch geworden. Einige Rudel gibt es schon. Die Population steigt rasant an, was natürlich einerseits toll ist. Doch andererseits sind es eben Wölfe. Nicht immer einfach im Umgang. Man besingt sie leidenschaftlich in Liedern,

trifft sie privat aber ungern. Da man auch nie genau weiß, wie denn ihr Tag war. Das ist für die Brandenburger Tourismusbranche ein Problem. Schließlich spüren sie durchaus die moralische Verantwortung, ihre Gäste über die Wölfe zu informieren. Jedoch wollen sie sie auch nicht abschrecken. Als Kompromiss stellen sie sich eine Infobroschüre vor, die irgendwie charmant, fröhlich,

mit einem Augenzwinkern die
Wölfe thematisiert. Weshalb ich
den Einstieg schreiben soll.
Etwas Nettes, Komisches –
nicht zu lang –, das den Wolf als
Bereicherung für den Urlaub
zeichnet, aber auch die
Gefahren nicht verschweigt
oder verharmlost.

Nun, jetzt, wo ich die Frage
kenne, begreife ich die Freude
und Überraschung der Frau

darüber, dass ich ihr alles in allem bereits dreimal zugesagt habe. Beschließe, mir Anfragen in Zukunft wenigstens einmal anzuschauen, bevor ich drei Abgabetermine verstreichen lasse. Schreibe ihr dann ein Gedicht. In Anbetracht meiner völligen Überforderung eine recht raffinierte Lösung. Denn wenn man schon etwas über Wölfe schreiben muss, ist Lyrik natürlich der Königsweg. Ein

Blick in die Literaturgeschichte
reicht, um zu wissen, warum.
Wölfe sind seit jeher sehr
lyrikaffin. Habe der Frau also
folgendes Gedicht geschickt:

Im edlen Feriensport-Resort
beim Golf
stand kurz vorm achten Loch
ein Wolf,
der Golfer dachte noch: Hui,
ich schaffe heut Par 4,

doch da fraß ihn schon das
hungrig Tier.

Der Partner, der das Ganze sah,
sprach: Komm, das ist ja wohl
nicht wahr,
Wölfe fressen keine Menschen
so an sich,
und der Wolf sprach: Oh, das
wusst ich nich.

Die Antwort fiel alles in allem

verhalten aus. Von der Länge her gefalle es ihnen ganz gut. Auch die Stimmung und Tonlage wären okay. Allerdings hätten die Hoteliers gerne stärker die Vorteile der Wölfe für die Urlauber rausgearbeitet. Irgendwie so die Symbiose. Das Schöne. Das käme in dieser Fassung doch ein wenig kurz.

Habe ich natürlich verstanden. Sofort genau

gewusst, was sie meinen. Aber ganz genau. Im Prinzip hatte ich es mir nämlich auch schon gedacht. Aber da war das Gedicht dann schon geschrieben. Und das kennt ja jeder. Wie häufig denkt man: «Ach Mensch, da könnte man noch viel dran machen, da wäre noch einiges möglich. Schade, dass es schon fertig ist.»

Doch nun habe ich mich wirklich noch mal drangesetzt.

Sofort! Ihnen ein neues
Gedicht geschrieben. Eines,
das die Vorteile, die der
Urlauber durch den Wolf hat,
berücksichtigt:

Im edlen Feriensport-Resort
beim Golf
stand kurz vorm neunten Loch
ein Wolf,
der Golfball flog ins Unterholz,
da dacht der Wolf sich: Ach,

was soll's,
und schlug ihn einfach
ungestüm
in Richtung Fahne auf das
Grün.
Schaut sich des Golfers Freude
an
und fraß ihn dann.

Mit dieser Fassung waren sie
wohl zufrieden. Zumindest
haben sie sich nie wieder

gemeldet. Allerdings warte ich
bis heute auf mein Honorar.

Aber das sind die kleinen
Zumutungen des Alltags, von
denen ich hier ja sicher keinem
was erzählen muss.

Nach dem Fest

Ralfs Tochter hat eine Party gemacht. Eine «Home-Party», wie es heute unter Jugendlichen heißt. In der Wohnung der Eltern. Also genau genommen müsste man wohl sagen: in der ehemaligen Wohnung der Eltern. Denn wie man das, was nach der Party von dieser Wohnung übrig

geblieben ist, korrekt
bezeichnen könnte, ist uns
beiden unklar. Als wir mit den
Töchtern die Wohnung
betreten, kommen wir uns vor
wie Spurensicherer, die einen
Tatort begutachten. Oder
Archäologen, die unter der
klebrigen Party-Dreck-Kruste
nach Spuren einer
untergegangenen Zivilisation
suchen. Doch niemand, auch
Ralf nicht, kann sich vorstellen,

dass hier wirklich einmal
Menschen gelebt haben.

Ich sage das, was ich immer
sage, wenn ich starr vor
Entsetzen und ohne jede
Hoffnung bin. Ich sage: «Ach,
das wird schon wieder.»

Ralf sagt: «Hmmm.»

Muntere ihn weiter auf: «Na,
zumindest muss man keine
Angst vor versteckten Schäden
haben, weil die sieht man ja alle
ganz gut, was?»

Ralf sagt: «Hmmm.»

Versuche, ihn irgendwie bei Bewusstsein zu halten, indem ich weiterrede: «Aber zumindest hättet ihr die Teppiche vorher aus der Wohnung nehmen können. Das wäre klug gewesen.»

Ralf sagt: «Hmmm.» Doch dann fügt er leise weinend hinzu: «Wir haben die Teppiche vorher rausgenommen.»

«Echt? Aber was ist das dann

für ein bienenstichdicker
dunkler Belag auf dem Boden?»

Nun wurde er doch
ohnmächtig. Allerdings ohne
Umfallen. Mehr so eine
stehende und sprechende
Ohnmacht. Kenn ich. Habe ich
auch manchmal. Vor allem in
meiner Jugend hatte ich die,
wenn ich mit Mädchen
gesprachen habe. Stehen,
sprechen, ohnmächtig sein.
Hinterher die Freunde fragen,

was man denn eigentlich im Großen und Ganzen so gesagt hat. Und sich dann schämen. So lange, bis man sich endlich traut, das Mädchen ein zweites Mal anzusprechen. Falls überhaupt. Doch dann, als man alles wieder zurechtrücken will, erneut: stehen, sprechen, ohnmächtig sein. Manche Mädchen denken, die meisten Jungs in ihrem Alter seien doof. Dabei sind sie einfach nur

immer ohnmächtig, wenn sie mit ihnen sprechen.

Aber bei Ralf war es kein Mädchen. Hier war es der neue dunkle, klebrige Bodenbelag, der leider nicht nur die Höhe, sondern auch die Konsistenz eines Stück Kuchens hatte. Trat man drauf, trat was aus. An der Seite. Eben wie Bienenstichfüllung. Nur weniger appetitlich. Unvorstellbar viel weniger

appetitlich. Ich vermute sogar, selbst wenn es feinste Bienenstichbuttercremefüllung in diesem neuen Bodenbelag gewesen wäre, wäre es trotzdem extrem unappetitlich geblieben. Allein durch die Präsentation. So wie ein Hasenbraten fein angerichtet eben auch sehr viel ansprechender wirkt als derselbe Hase mehrfach überfahren am Straßenrand.

Die Mädchen erzählen, dass es ab einer bestimmten Uhrzeit, halb elf oder so, mehrere Stunden lang auf der gesamten Party niemandem mehr gelungen war aufzustehen, ohne dabei etwas umzuwerfen.

Beim Blick auf den Balkon stellen wir fest, dass dort offensichtlich gegrillt wurde. Zumindest steht da ein Grill. Das ist alles in allem etwas überraschend, da sich Ralf sehr

sicher ist, keinen Grill zu besitzen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich: Die Grillschale ist ein großer Blumenübertopf, als Kohle hat man wohl irgendwie die Meerschweinchenstreu verwendet, und der Grillrost wurde offensichtlich aus mehreren Metalldrahtkleiderbügeln zurechtgebogen. Sieht nicht mal schlecht aus. Hat irgendwie

was Art déco-mäßiges, also jedenfalls für den Betrachter, der von Art déco keine Ahnung hat. Aber Charme. Kurzzeitig keimt fast so was wie gelöste Heiterkeit, bis die Frage aufkommt, wo eigentlich die Meerschweinchen sind. Eine Frage, die durch den leeren Käfig noch an Brisanz gewinnt. Wobei er nicht komplett leer ist. Anstelle der Tiere liegt dort immerhin Porzellan. Und das ist

nicht mal kaputt. Überhaupt
erstaunlich, wie wenig in der
Wohnung am Ende wirklich
kaputt ist. Sieht man jetzt mal
von Gläsern, Pflanzen,
Vorhängen, Bilderrahmen, dem
Fußboden und den meisten
Möbelstücken ab. Aber sonst?
Hätte schlimmer kommen
können. Andererseits, was
hätte nicht schlimmer kommen
können? Womöglich haben das
damals auch die Leute in

Pompeji gesagt: «Hätte schlimmer kommen können. Man stelle sich vor, der Vulkan wäre am frühen Morgen ausgebrochen, mitten im Berufsverkehr ...» Selbst Ralfs vermeintlich defekter Smoothie-Maker ist nicht wirklich hinüber, sondern nur blockiert. Von einem Ring. Wenn ein Ring in den scharfen Schneiden des Smoothie-Makers steckt, fragt man sich

natürlich: Wo ist der Finger?
Die beiden Mädchen sind sich nicht ganz sicher, glauben aber schon, dass, falls tatsächlich einer der Freunde einen Finger vermissen sollte, er sich mittlerweile gemeldet hätte. Ich bin da skeptischer. Man zählt die Finger ja nun auch nicht ständig nach.

Wir ziehen den Stecker des blockierten Smoothie-Makers und bemerken erst jetzt, dass

da ein Dauerbrummtton
gewesen ist. Erstaunlich. Erst
nachdem der Dauerbrummtton
weg ist, wird uns klar, wie sehr
er uns die ganze Zeit auf die
Nerven gegangen ist. Gibt so
Geräusche. In andächtigem
Schweigen denken wir alle an
Menschen, die man gut mit
diesem Dauerbrummtton
vergleichen könnte. Doch
verblüffenderweise hat jeder
den Anstand, keine Namen zu

nennen.

In der gewonnenen Stille hören wir plötzlich leises Rascheln und Plätschern aus dem Küchenschrank. Friedlich sitzen dort die Meerschweinchen und pinkeln ohne Scheu durch die Ritzen auf den schwer zu reinigenden Flachheizkörper darunter. Womöglich wird die Familie mit Beginn der nächsten Heizperiode noch mehrfach an

dieses Fest zurückdenken.

Den Tieren aber geht es erfreulich gut. Vermutlich hat jemand das viele Geschirr im Meerschweinchenkäfig bemerkt, es zurückstellen wollen, dann aber versehentlich statt des Porzellans die Meerschweinchen in den Schrank gestellt. Nun ja, der, dem nicht schon ein vergleichbares Missgeschick am Ende einer langen Party

unterlaufen ist, der werfe das erste Meerschweinchen.

Im zusammengerollten Teppich in der Abstellkammer finden wir noch einen schlafenden Jungen. Die Mädchen allerdings wissen nicht, wie er heißt, und er ist, wohl noch auf unabsehbare Zeit, gleichfalls nicht in der Lage, sich an die Eckdaten seiner Existenz zu erinnern. Doch nachdem meine Tochter

ihn fotografiert und sein Bild durch die üblichen sozialen Netzwerke geschickt hat, finden sich tatsächlich einige Freunde, die ihm einen Namen und ein Leben zuordnen können, das er dann auch trotz anfänglicher Skepsis aufgrund der erdrückenden Beweise zu akzeptieren bereit ist.

Leere Blumentöpfe, fehlende Pflanzen und Spuren in der Asche bringen am Ende auch

noch Licht ins letzte Rätsel. Es fällt uns nicht leicht, den Tatsachen ins Auge zu sehen, aber offensichtlich haben sich einige Jungs auf dem Balkon Blumen gegrillt. Verstörend, aber doch weniger unangenehm als die Nachbarin von unten, die kurz darauf klingelt und Ralf in Kenntnis setzt, dass einigen Jungen oder Mädchen auf diesem Balkon wohl auch schlecht geworden

sein muss. Außerordentlich schlecht. So schlecht, dass dies Folgen gehabt hätte. Beweise dieser These seien leider nicht zu knapp auf ihrem Balkon zu besichtigen und auch zu riechen. Leider habe sie gerade frischgewaschene Wäsche zum Trocknen draußen gehabt.

Obwohl ich nichts dafür kann, entschuldige ich mich. Tröste sie: «Na ja, hätte schlimmer kommen können.»

Sie runzelt die Stirn. «Wie denn?»

«Weiß nicht. Vulkanausbruch mitten im Berufsverkehr.»

Sie ist sich nicht sicher. Ich eigentlich auch nicht. Dann lachen wir beide. Sehen aber gegenseitig an unseren Gesichtern, dass wir nicht wissen, warum, weshalb wir noch mehr lachen.

Seltsamerweise fühlt es sich am Abend so an, als hätte ich einen

der schönsten Tage meines
Lebens mit der notdürftigen
Restaurierung der Wohnung
verbracht. Doch das verrate ich
den Kindern lieber nicht.

Lösungen ohne langes Streiten

Diskutiere mit der Freundin über das Füttern der Meerschweinchen während der Ferien. Ihre Freundin, die das normalerweise macht, verreist selbst. Daher hatte ich meinen Freund Peter vorgeschlagen. Sie meint, Peter wäre unzuverlässig. Ich halte

dagegen.

«Das ist ungerecht. Auf seine Art ist er durchaus verantwortungsbewusst.»

«Bitte? Das Letzte, was du mir von ihm erzählt hast, war, wie er auf der Autobahn bei hoher Geschwindigkeit versucht, neben Fernbussen zu fahren, um deren freies WLAN mitnutzen zu können!»

«Ach komm, die Meerschweinchen hätte er ja

auf der Autobahn bestimmt
nicht dabei. Also
wahrscheinlich.»

«Auf keinen Fall!»

«Dann ...»

Warte mit gehobener Stimme
auf eine brauchbare Idee für
eine schlagfertige Antwort.
Kommt aber nichts. Schade.
Könnte vielleicht mit
gehobener Stimme und
angehaltener Luft einfach so
lange verharren, bis ich

ohnmächtig werde. Das würde eventuell auch als akzeptables Argument durchgehen.

Laufe rot an. Sie wartet geduldig.

Fraglos ist Streiten eine der Sachen, die Frauen definitiv besser können als Männer. Auseinandersetzungen mit Männern sind häufig quälend und bestehen zu einem Gutteil aus beleidigtem Schweigen. Frauen sind da wesentlich

kommunikativer, engagierter
und auch irgendwie freudiger.
Während Frauen sich voller
Leidenschaft wie in
Intervalltrainingskurven erst in
Rage und dann müde reden,
ziehen sich Männer zurück,
bauen schwere Waffen und
beginnen grausame Kriege.
Meist alles nur, weil sie diese
endlose Diskutiererei so
anstrengt.

«Wenn alle Argumente gegen

dich sind, ist der gute alte Trotz
dein letzter Freund!»,
vertraute mir mal ein WG-
Genosse nach der dritten
Flasche Wein an. Es ging
seinerzeit um den
klassischsten, unsinnigsten
Zwist des letzten Jahrhunderts:
das Gebot des Auf-der-Toilette-
Sitzens. Es gibt kein haltbares
Argument dagegen, außer
irgendeiner kruden
Männlichkeitsromantik.

Ich weiß vom Sohn eines in
Trennung lebenden Paares, der
grundsätzlich viel lieber im
Sitzen uriniert, weil er sich
dabei wohler fühlt. Wenn er
allerdings beim Vater, im
Männerhaushalt, weilt, drängt
ihn sein Erzeuger zum Pinkeln
im Stehen. Als Zeichen von
Freiheit, Unabhängigkeit und
Männlichkeit. Also pullert der
arme Junge heimlich im Sitzen
und verteilt hinterher einige

Tropfen Leitungswasser über
Brille und Boden, damit der
stolze Vater denkt, der Junge
genießt so richtig das Im-
Stehen-strullen-Dürfen beim
Papa.

Daran muss ich denken,
während mein der
angehaltenen Luft wegen
knallroter Kopf zu platzen
droht. Doch plötzlich lenkt die
Freundin ein.

«Also gut, du kannst Peter

fragen. Aber erst heute
Abend.»

Ich atme erleichtert aus. Da
hatte ich am Ende wohl doch
die besseren Argumente.

Als ich Peter jedoch später
am Telefon frage, lehnt dieser
ab. Er hat in einer Spam-Mail
von einer vermeintlich
wissenschaftlichen Studie
gelesen, nach der häufiger
Kontakt mit Kleinnagern bei
mittelalten Männern zu

Impotenz führen kann. Ich erkläre ihm, dass diese Studie ohne Frage ein Fake ist und ich sogar weiß, wer sie ihm zugespielt hat. Er aber meint, das wäre ihm schon klar. Doch allein weil er es nun mal gelesen hat, wäre da jetzt ein Misstrauen in ihm, wodurch die Studie auf verhängnisvolle Art und Weise womöglich doch recht behalten könnte. Irgendwie. Er wolle einfach mal

lieber nichts riskieren.

Nachdem ich aufgelegt habe,
lächelt mich die Freundin an.

«Und? Was hat Peter
gesagt?»

«Du weißt doch, was er
gesagt hat.»

«Ja, schon. Aber ich würde
trotzdem gerne noch mal
hören, wie du sagst, was er
gesagt hat.»

Denke: Okay. Diese
Strategien sind natürlich nicht

so unüberlegt und wüst wie
schwere Waffen und Kriege.
Aber grausam sind sie auf ihre
Art schon auch. Zumindest
wenn man der Doofe ist.

La Belle de Torf

Dienstagmorgen. Sitze in der Küche und esse furchtlos rohe Möhre und Gurke. Laut Statistik ist die Gefahr, bei einem ultrabrisanten Geheimagenteneinsatz ums Leben zu kommen, fast zweihundertmal geringer, als beim Verzehr von rohem Gemüse zu ersticken. Und je

früher am Tag man sich der Herausforderung rohen Gemüses stellt, desto stärker wächst die statistische Wahrscheinlichkeit, hierbei zu Tode zu kommen. Es ist 6.07 Uhr. Nie sah man James Bond in auch nur einem Film um solch eine Uhrzeit rohe Möhren essen. Wahrscheinlich haben sie Angst vor Nachahmern, die dann die Gefahr einfach nicht richtig

einschätzen. Das wäre mal eine Comic-Superhelden-Fähigkeit, die noch nicht verbraten wurde. Der Fröhlichmorgens-Rohkost-Ess-Man. Weiß zwar nicht genau, wie man mit dieser Fähigkeit die Welt retten könnte, aber es geht ja auch erst mal um die Entwicklung eines ungewöhnlichen Charakters. Dann sieht man weiter. So funktionieren Comics.

Martin beispielsweise, ein befreundeter Zeichner, arbeitet gerade an einer Parodie auf «The Walking Dead». Im Groben geht es darum, dass Sheriff Rick Grimes nach Wochen aus dem Koma aufwacht und feststellen muss, dass sich fast alle Menschen in Wesen mit einer sehr, sehr feuchten Aussprache verwandelt haben. Und jeder, den sie beim Sprechen

anspucken, ist sofort infiziert.
Die Serie soll heißen: «The
Talking Wet». Seltsamerweise
hat er immer noch keinen
Verlag für dieses Projekt
gefunden. Daher versucht er es
nun mit Crowdfunding. Machen
ja jetzt alle. Ich kenne einen
Filmemacher, der deshalb eine
Dokumentation über
verschiedene Crowdfunding-
Projekte plant. Die natürlich
finanziert wird durch

Crowdfunding. Was wiederum ein anderer Filmmacher noch mal anderweitig dokumentieren will.

Ich erhielt im letzten halben Jahr ungefähr zwanzig Anfragen von Crowdfunding-Projekten. Ob ich nicht mitcrowdfunden will? Alles klang interessant. Trotzdem konnte ich mich nur an vier Projekten beteiligen. Zwei Filmdokumentationen über

Crowdfunding, «The Talking Wet» und dann noch ein paar niedersächsische Hippies, die Biokosmetik-Produkte aus Torf herstellen wollten. Bei denen habe ich gedacht: Menschen, die Biokosmetik aus Torf herstellen wollen, traut man doch alles zu. Auch richtig kranke Sachen. Also gibt man denen lieber mal ein bisschen Geld für Torfkosmetik. Dann sind die beschäftigt und

kommen erst gar nicht auf die wirklich schlimmen Ideen. Das kleinere Übel. Ob es die SPD demnächst auch mit Crowdfunding probiert?

Jeder hat seine Ängste. Ich habe Freunde, die seit «The Walking Dead» jeden Raum, in dem sie sich aufhalten, immer erst mal darauf überprüfen, wie sicher er im Falle einer plötzlichen Zombieapokalypse wäre. Das ist lange nicht so

seltsam, wie es klingt.

Im US-Staat Texas
beispielsweise glauben mehr
Menschen an eine
möglicherweise nahende
Zombieapokalypse als an den
Klimawandel. Dazu passt, wo
ich gerade furchtlos in das
nächste Stück Möhre beiße,
noch eine interessante
Tatsache: Hierzulande ist die
Zahl der Vegetarier unter
Hundebesitzern etwa

zwanzigmal kleiner als unter jenen, die keine Hunde haben. Neunzig Prozent der Vegetarier, die sich tatsächlich Herrchen nennen, erlauben ihren Tieren allerdings den Fleischkonsum. Seit ich im Netz gezielt nach obskuren Statistiken suche, hat sich mein Blick auf die Welt ziemlich gewandelt.

Muss husten. Jetzt habe ich mich tatsächlich an einem Stück

Möhre verschluckt. So schnell kann's gehen. Nur eine Sekunde der Unachtsamkeit, schon wittert die Möhre ihre Chance. Habe beim Verzehr von rohen Karotten sowieso oft leichte Atemnot. Geht das nur mir so?

Die Rohkost-Man-Comic-Idee nimmt langsam Gestalt an. «The Eating Raw»: Nach einer mysteriösen Sonneneruption steigt die

Wachstumsgeschwindigkeit von Gemüse auf der Erde um ein Millionenfaches an. Um nicht von wucherndem Salat, Möhren und Zucchini zerquetscht zu werden, sind die noch verbliebenen Menschen gezwungen, permanent Rohkost zu verzehren. Aber jeder, der daran erstickt, wird innerhalb weniger Stunden selbst wieder zu frischem Gemüse. Die Apokalypse

scheint unaufhaltbar ...

Meine Vision schwindet, weil mir andere Fragen ins Hirn schwappen. Warum entwerfe ich ständig solch grenzwertige Erzähluniversen? Weshalb denke ich um diese Uhrzeit überhaupt irgendwas? Und wieso esse ich dazu auch noch rohes Gemüse?

Vermutlich, weil ich selbst gerne ein Held wäre. So wie alle. Zumindest im Rahmen

meiner Möglichkeiten. Ein Held, der, obwohl er erst sehr, sehr spät heimgekommen ist, trotzdem frühmorgens aufsteht und dem Kind die Frühstücksdose für die Schule packt. Eine gesunde Dose, mit viel frischem Obst und Gemüse. Dann allerdings, nachdem er die persönliche Superhelden-Frühstücksdose fertig hat, feststellen muss: Er ist ja gar nicht zu Hause, sondern bei

einem Freund in der Nähe von Magdeburg. Wo er nach einem Auftritt geschlafen hat.

Das wird wohl auch der Grund sein, weshalb ich mich in der Küche so schlecht zurechtgefunden habe. Auch mein äußerst unruhiger, leichter Schlaf erklärt sich hierdurch. Denn diese Wohnung ist alles andere als zombiesicher. Doch die größte Enttäuschung war sicherlich

die Erkenntnis, dass hier nicht mal ein Kind wohnt, dem ich die Frühstücksdose hätte mitgeben können. Weshalb ich sie selbst zügig leeressen musste, um meine Spuren zu verwischen. Damit der Freund nicht denkt, ich wäre ein Idiot. Was ich ja, nach allen vorliegenden Fakten, objektiv gesehen schon bin. Zumindest was den heutigen Morgen angeht. Aber trotzdem würde ich es gerne geheim

halten. Wenigstens vor dem
Freund. Ich bin sozusagen
nicht Geheimagent, sondern
Geheimidiot. Besser als nichts.

Es klingelt. Gehe zur Tür. Ein
Paketbote. Erstaunlich um
diese Uhrzeit. Siehste wohl:
Sachsen-Anhalt, das Land der
Frühaufsteher. Ist das doch
nicht nur so dahingesagt. Er
fragt, ob ich für irgendwen im
Haus ein Paket
entgegennehmen würde. Sage

klar, warum nicht. Irgendwer ist wohl nicht von hier und schläft deshalb noch. Schaue auf den Absender. Eine Biokosmetik-Firma aus Niedersachsen: «Frisch vom Dorf, La Belle de Torf».

Ob die den Slogan wohl von meinem Beitrag zum Crowdfunding entwickelt haben? Dann hätte sich das Ganze ja schon gelohnt.

Menschen am Rand

Es gibt Menschen, denen man nur einmal ganz kurz begegnet ist, und doch vergisst man sie nie wieder. Obwohl ich nicht mal seinen Namen weiß, erkannte ich ihn sofort. Er stand vor dem Supermarkt und stritt mit einer Frau um etwas relativ Sinnloses. Sie wollte unbedingt einen

Auberginenauflauf machen. Er meinte, er könne keine Auberginen mehr sehen, und wollte viel lieber etwas anderes fürs Abendessen kaufen. Kenn ich. Die Situation. Und auch den Mann.

Wir waren uns vor über zwanzig Jahren zum ersten Mal begegnet, in meiner Zeit als Taxifahrer. Und es war unappetitlich. Wenn man längere Zeit Nachtschichten

fährt, verstärkt am
Wochenende, kommt
irgendwann der angetrunkene
Fahrgast, den man falsch
einschätzt. Bei dem man nicht
rechtzeitig rechts ranfährt.
Wenn der dann wenigstens
geistesgegenwärtig ist, also
leise, ohne viel Aufheben das
Fenster runterfährt und den
Kopf raushält, um sich zu
übergeben, könnte man
eigentlich sagen, es hätte

schlimmer kommen können.
Zudem sollte ich an dieser
Stelle erwähnen, dass mein
unbekannter Bekannter nicht
der Typ Mensch ist, der sich
völlig maßlos betrinkt und sich
dann aus dem fahrenden Taxi
heraus übergibt, ohne dass der
Fahrer es merkt. Nein, er ist
der Typ Mensch auf dem
Fahrrad, den ich genau in
diesem Moment überhole.

Wie entschuldigt man sich bei

jemandem, den der
besinnungslose Fahrgast
gerade aus dem Taxi heraus
durchs offene Fenster bei
mittlerem Tempo angegöbelt
hat?

Ich versuchte es mit einem:
«In Ihrer komplett dunklen
Kleidung hat man Sie kaum
gesehen. Das reflektiert jetzt
zumindest so ein bisschen. Von
der Verkehrssicherheit her
könnte man es positiver sehen,

als es riecht. Wenigstens ist Ihnen sonst nichts passiert.»

Er antwortete sehr ernst, aber gefasst:

«Von der Verkehrssicherheit her würde ich in diesem speziellen Fall sagen, ein ganz normales leichtes Angefahrenwerden hätte ich dem Geschehenen vorgezogen.»

Soweit ich weiß, ist mein damaliger Fahrgast, übrigens

eine Frau, diskussions- und umstandslos für alle Schäden, sprich Reinigungen, aufgekommen. Immerhin.

Vor ein paar Jahren ist mein unbekannter Bekannter in unsere Ecke gezogen. Zumindest sehe ich ihn seitdem häufiger auf der Straße. Seltsamerweise grüßen wir uns. Als die Tochter mal dabei war und fragte, woher ich ihn kenne, hatte ich gesagt:

«Ich habe während meiner Taxizeit in einer Kurierfahrt mal sozusagen Essen an ihn ausgeliefert. Es stellte sich aber schnell heraus, dass er das gar nicht bestellt hatte. Sehr schnell, also quasi noch während der Auslieferung.»

Obwohl ich ja nun wirklich nichts dafür konnte, habe ich seltsamerweise immer noch das Gefühl, irgendwas bei ihm gutmachen zu müssen.

Das war ohne Frage der Grund, weshalb ich, nachdem ich mit halbem Ohr den Auberginenstreit verfolgt hatte, eiligst in den Supermarkt stürmte und sämtliche Auberginen aus dem Regal in meinen Einkaufswagen lud. Mehr als sieben Kilo Gemüse. Die Zeit reichte gerade noch, um den Frischebereich zu verlassen und dann im Schutze des Müsli- und

Cerealienassortiments die
Enttäuschung der Frau, ihren
Unglauben zu verfolgen.
Schließlich mündend in dem
wohlklingenden Satz: «Na
schön, dann machen wir eben
was anderes!» Klar, gut eine
Woche lang würde ich nun
irgendwas mit Auberginen
essen müssen. Die auch ich
wahrlich nicht sonderlich gerne
mag. Und doch werde ich mich
beim Verzehr jeder einzelnen,

zerkochten Aubergine wie ein Held fühlen. Sie wieder zurückzulegen, kommt also gar nicht in Frage.

Um nicht von der Frau erwischt zu werden, verstecke ich mich im Supermarkt und zahle erst, als die beiden schon durch die Kasse durch sind. Am Kaffeeautomaten vor dem Ausgang erwischt mein unbekannter Bekannter mich aber doch. Sein Blick wandert

auf den Auberginenberg in
meinem Einkaufswagen.

Während er zum Parkplatz
geht, laufe ich neben ihm her
und rede nicht lange drumrum.

«Ich habe euren Streit vorm
Eingang gehört und dachte, ich
tue dir mal was Gutes.»

Er nickt.

«Ich dachte, das war ich dir
schuld. Und was gibt es jetzt
bei euch zum Essen?»

«Zucchini. Ja, die mag ich

offen gestanden noch viel weniger.»

«Oh. Das tut mir leid.»

«Ach, macht nichts. Warum denkst du, du wärst mir was schuldig?»

«Na, wegen der Sache damals im Taxi, als ...»

«Ich erinnere mich sehr gut an die Sache.»

«Dachte ich mir.»

«Aber hast du meine Frau denn nicht wiedererkannt?»

«Wieso?»

«Weil wir uns so damals kennengelernt haben. Es war sozusagen Liebe auf den ersten... na ja, Blick ist jetzt vielleicht nicht das richtige Wort.»

Wir gehen zur Frau rüber. Er gibt ihr einen der beiden Cappuccinobecher. Tatsächlich. Wenn man sie sich nachts, schwer trunken, mit hellgrünem Gesichtsteint

vorstellt, sieht man es sofort.
Vielleicht gibt es romantischere
erste Begegnungen von
Paaren. Andererseits, wer nach
einem solchen ersten Eindruck
den anderen irgendwann zu
lieben beginnt, kann auf eine
wirklich belastbare Beziehung
hoffen. Schenke ihr die Hälfte
meiner Auberginen.

Dann umarmt sie mich.
Einfach so. Aus Dankbarkeit.
Für die Auberginen und wohl

auch für die
Partnervermittlung. Ein
ergreifender Moment, der uns
wahrscheinlich auch als
wunderschöner Schlusspunkt
im Gedächtnis geblieben wäre,
hätte sie nicht für die
Umarmung den
Cappuccinobecher auf dem
Dach eines Autos abgestellt,
das während unserer
Umarmung losfuhr und ...

Leider stand ihr Mann wieder

an einer etwas unglücklichen
Stelle. Tröste ihn:

«Na ja, der
Cappuccinoschaum auf deiner
dunklen Jacke reflektiert schon
gar nicht schlecht. Ist bei der
blendenden Frühlingssonne ja
vielleicht verkehrssicherer.»

IQ-Tarier

Micha ist seit kurzem IQ-Tarier. Das heißt, er isst nur noch dumme Tiere.

Da gibt es dann natürlich so manchen Grenzfall. Kürzlich diskutierten wir beispielsweise über Kühe. Er argumentierte: «Klar darf ich die essen. Kühe sind so dumm. Die kannst du nachts, wenn sie auf der Wiese

stehen, einfach umwerfen.»

Ich erwiderte: «Ja und? Ich glaube, wenn ich nachts auf der Wiese stehe, kannst du auch einfach kommen und mich umwerfen.»

Das hat ihn nachdenklich gemacht. Micha ist mit seinen exzentrischen Ernährungsrichtlinien nicht alleine. So hörte ich auch schon von Gefühlsvegetariern. Die essen nur Tiere, die sie nicht

niedlich finden. Oder die Augenhöhe- beziehungsweise Rache-Vegetarier, die nur das verspeisen, was seinerseits auch Menschen frisst. Wobei umstritten ist, ab wann etwas als Menschenfressen gilt. Muss das Tier den ganzen Menschen vertilgen, oder reichen einzelne Teile? Und wenn ja, wo liegt da die Untergrenze? Stichwort Mücken.

Natürlich gibt es aber wohl

auch das Gegenstück. Also jene, die nur vegetarische Tiere essen. Deren Logik blieb mir allerdings bislang verschlossen.

Kürzlich habe ich versucht, mit sieben Freunden in einer fremden Stadt essen zu gehen. Es ist uns nicht gelungen. Man muss dazu wissen, dass es in dieser Achtergruppe vier Vegetarier gab, zwei davon vegan, einer sogar Fruktarier

und zwei andere, die eine No-Carb-Diät machen, also praktisch nur Fleisch und Salat essen. Zudem hatten wir eine Laktoseintoleranz, eine Glutenproblematik, eine eventuelle Fruchtzuckerallergie und zwei weitere Unverträglichkeiten, die ich mir nicht merken konnte. Mit riesigem Abstand am unkompliziertesten in dieser Gruppe war Ralf. Der ist

einfach nur Diabetiker und weiß zumindest genau, was geht und was nicht. Außerdem natürlich ich, der ich nach wie vor alles esse. Und davon meistens sogar die doppelte Portion. Weshalb mir schon öfter geraten wurde, das mal untersuchen zu lassen. Weil, so gar nichts mit dem Essen zu haben, das sei doch irgendwie auch nicht normal. Womöglich verschleppe ich da was.

Vielleicht wäre ich ja nicht immer so müde, wenn ich meine Ernährung umstellen würde. Darüber sollte ich mir mal Gedanken machen. Kann natürlich sein. Obschon ich nach wie vor glaube, dass diese ständige Müdigkeit, mit der sich eigentlich jeder, den ich kenne, herumschlägt, eher von dem ganzen Zeug kommt, über das man sich ständig Gedanken macht.

In meiner Kindheit war essen noch die unkomplizierteste Sache der Welt. Was nicht heißt, dass man ihm keine Beachtung schenkte. Im Gegenteil. Ich bin in einer Region aufgewachsen, in der essen stets die allerhöchste Bedeutung hatte. Anderswo mögen manche Menschen auf so krudes Zeug wie ihre Nationalität oder Herkunft stolz sein. Obwohl das ja nun keine

eigene Leistung ist, sondern mehr so eine Art Fremdstolz.

In meiner Heimat hingegen wird jemand wirklich aufrichtig bewundert, wenn er ganz viel essen kann, ohne dass ihm davon schlecht wird. Das ist nicht übertrieben. In meiner Jugend durfte ich tatsächlich einmal Zeuge des folgenden Dialogs zweier Männer um die vierzig werden:

«Boahrr, ey, zwölf halbe

Hähne hat der verdrückt, du,
echt wahr ...»

«Was? Meine Herren, nicht
schlecht. Aber warum macht
der denn so was?»

«Na ja, wenn da elf isst, is
das zwölfte umsonst.»

«Ach so. Ja, dann versteh ich
das. Schön, wenn man so was
kann, ne? Braucht man ja
immer mal, ne?»

«Ja, und stell dir vor:
Hinterher ist der noch selber

mit dem Auto nach Hause
gefahren.»

«Nein!»

«Doch! Da hammsen dann am
nächsten Tag gefunden.»

«Ouhh ...»

«Nee, war kein Problem.
Aber der hatte immer noch
1,7 Promille Rest-Halbe-
Hähnchen im Blut.»

«Echt?»

«Ja. Der hat nur so 'n
bisschen gegackert. Sonst ging

dem das gut.»

«Respekt!»

Zumindest in dieser Hinsicht
war früher echt einiges
einfacher.

Bundestourismusaussg

Laufe durch Bad Salzuflen. Der Bürgersteig ist völlig zugeparkt. Kann den Rollkoffer nur über die schmale Kopfsteinpflasterstraße zerren. Meine Herren, das rattert und rumpelt ganz schön. Aber richtig laut. Frag nicht. Kein Wunder, dass die Anwohner in Prenzlauer Berg oder

Kreuzberg von den
Rollkoffertouristen genervt
sind. Das ist ja furchtbar. Gott
sei Dank bin ich in Bad
Salzuflen Rollkoffertourist. Ich
denke, denen macht das nichts
aus. Da störe ich nicht, sondern
bringe mal ein bisschen
größtstädtisches Flair, Berliner
Lebensgefühl in die Bad
Salzufler Straßen. Singe
fröhlich das Lied der
Blehdosenarmee aus der

Augsburger Puppenkiste:

*Im schnellen Lauf Berg hinauf,
oben dann, alle Mann,
schaun mit List, wo Feind ist.
Alle Büchs' sehen nix –
General auf einmal schreit
Hurra, Feind ist da.
Jawoll, Blechbüchsen roll, roll,
roll.*

Eine Tür öffnet sich:

«'tschuldigung, aber Ihr Rollkoffer ist echt schon krawallig genug. Müssen Sie auch noch so laut das Lied der Blechdosenarmee singen?»

Denke: Leider ja. Ich muss oft so Sachen, die ich selbst nicht verstehe. Aber ich werde es ihm erklären. Schaue auf das Klingelschild.

«Ah, Herr Meyerring, zu Ihnen wollte ich sowieso.»

«Zu mir?»

«Ja, Sie wurden ausgelost.»

«Ausgelost? Ich?»

«Allerdings. Ich komme zu Ihnen im Rahmen des Bundestourismusausgleichs.»

«Des was?»

«Bundestourismusausgleich. Das ist in etwa so was wie der Länderfinanzausgleich.»

«Ach was?»

«Jaja. Sie wissen wahrscheinlich, dass zurzeit ausgesprochen viele Touristen

aus dem gesamten
Bundesgebiet nach Berlin
kommen und da nicht nur mit
ihren Rollkoffern für
außergewöhnliche Belastungen
der Bevölkerung sorgen.»

«Is das so?»

«O ja, man hat schon
Benimmbroschüren drucken
lassen. Und wir, die untere
Aufsichtsbehörde
Bundestourismus, schicken
deshalb nun Berliner

Kompensationstouristen in ausgewählte Kleinstädte zu zufälligen Bürgern, um dort einen Touristenlastenausgleich zu schaffen.»

«Nein!»

«Doch! So, den amtlichen Rollkofferlärm habe ich ja schon veranstaltet. Ich müsste Ihnen dann nur noch etwas Berliner Urin in den Hausflur schütten und ein wenig Müll und Altglas im Treppenhaus verteilen. Aber

keine Angst. Ich habe alles dabei. Das ist kein Problem. Sie müssen sich um gar nichts kümmern. Mache alles ich! Lehnen Sie sich einfach zurück und ... na ja, lehnen Sie sich halt zurück.»

«Ist das denn wirklich notwendig?»

«Natürlich nicht. Deshalb musste man das ja auch gesetzlich regeln. Aber Bundestourismusausgleich soll

auch Spaß machen. Deshalb dürfen Sie sich jetzt noch einen Kübel Eiswürfelwasser über den Kopf schütten und dann drei weitere Kleinstädte für den Bundestourismusausgleich nominieren.»

Das Hoffen

«Wer ein guter Christ sein will,
sollte sich nicht zu sehr mit
diesem religiösen Kram
rumschlagen.»

*Martin Hiltcher, ehemaliger
niedersächsischer Jugendpfarrer*

Rüdigers erster selbstgebastelter Adventskalender

Rüdiger, mein Nachbar aus dem zweiten Stock, hat mich zum Essen eingeladen. Also quasi. Es gibt den großen Texas-Feuertopf von Aldi. Mit geheimer zusätzlicher Gewürzmischung! Die das Ganze aber nicht besser macht,

im Gegenteil. Die Mischung ist
Rüdigers eigene Erfindung.
Eigentlich eher zufällig
entstanden, als ihm mal das
Gewürzregal umgefallen ist, wie
er mir stolz erzählt. Die
Einladung ist ein Dank, weil ich
ihm Geld geliehen habe
beziehungsweise weil ich es
nicht zurückfordere,
beziehungsweise eigentlich
hatte ich geklingelt, um es
zurückzufordern, aber bevor

ich das sagen konnte, hatte er mich schon zum Essen eingeladen, aus Dankbarkeit, weil ich, obwohl es schon so lange über den vereinbarten Termin sei, das Geld nicht zurückfordere, und das sei ja schon toll, dass einer mal kein Arsch ist, sondern so total nett und überhaupt. Das war gestern. Dann habe ich ihm noch einmal Geld geliehen, weil er sonst ja gar nichts zum

Essen hätte kaufen können. Für meine Einladung. Also habe ich ihm weitere fünfzig Euro gegeben, und er hat davon diese Dose texanischen Feuertopf besorgt. Denn er meint, wenn er mir jetzt so ein wahnsinnig feudales Essen aufgetischt hätte, hätte ich das vielleicht in den falschen Hals gekriegt. Wo er mir doch meine Schulden gar nicht zurückzahlt, aber dann so ein wahnsinnig

feudales Essen, das wäre mir womöglich übel aufgestoßen ...

Ich fürchte, mir wird eher dieser Feuertopf noch übel aufstoßen. Schon heute Nacht, vermute ich, und zwar so um die zwanzigmal. In alle Richtungen.

Rüdiger ist eigentlich sehr reich. Sagt er. Bis vor einem Jahr hat er irgendwas gearbeitet, womit er irre viel Geld verdient hat. Erzählt er.

Aber jetzt sind alle Konten gesperrt. Wegen eines Missverständnisses. Meint er. Ich glaube ihm, weil ich kein Arsch bin. Behauptet er. Wobei ich ja tatsächlich eher nicht glaube, dass ich ihm glaube, aber davon spricht er nicht.

Neben dem Fernseher steht eine Flasche Wodka, auf die er viele Striche gemalt hat. Frage, warum er so was tut. «Rate mal!», fordert er mich auf. Ich

habe keine Ahnung. Er weist mich darauf hin, dass es genau vierundzwanzig Striche sind. Das hilft mir nicht weiter, weshalb er es mir dann doch einfach verraten muss.

«Das ist sozusagen mein Adventskalender.»

«Dein was?»

«Na, mein erster richtiger selbstgebastelter Adventskalender.»

«Hm, bei einer

durchsichtigen Flasche ist die Überraschung aber nicht sehr groß, so von Tag zu Tag.»

«Auch nicht viel kleiner als bei Schokoladenadventskalendern. Ich bin mit meiner täglichen Überraschung zufrieden.»

«Okay, aber bei vierundzwanzig Strichen ergeben sich doch genau genommen fünfundzwanzig Tage.»

«Ich weiß, wegen dieser verrückten Laune der Geometrie habe ich ja dann auch etwas früher angefangen. Um den Tag wieder aufzuholen.»

«Etwas früher? Es ist erst Mitte November, aber du hast schon achteinhalb Türen ausgetrunken.»

«Wenn's nur das wäre. Genau genommen bin ich adventskalendertechnisch

sogar schon beim neunten
Dezember 2023.»

«Du hast schon acht
Adventskalender
ausgetrunken? Warum?»

«Aus Protest gegen die
Islamisten. Weil die uns
Weihnachten wegnehmen
wollen. Da habe ich mir gesagt:
Jetzt erst recht!, und deshalb
dieses Jahr schon im Oktober
damit anfangen,
Adventskalender

auszutrinken.»

«Du feierst seit Oktober
Advent?»

«Jawoll.»

«Denkst du nicht, das ist eine
leichte Weihnachtspsychose?»

«Na ja, lieber eine
Weihnachtspsychose als ein
Alkoholproblem.»

Da gebe ich ihm recht; ich bin
ja schließlich kein Arsch.

Wenn's denn so einfach wäre

Lese in der Zeitung, dass ein schwedischer Professor vorgeschlagen hat, man solle es sich doch in den Kämpfen im Nahen Osten und gegen den Terror zunutze machen, dass praktisch alle verwendeten Waffen in Europa, Nordamerika, China oder

Russland hergestellt werden.
Natürlich, räumte er ein, wäre das ohnehin schon von Nutzen.
Da dieser ganze Wahnsinn ja sonst zu allem Überfluss vermutlich auch noch wirtschaftlich eine völlige Katastrophe wäre. Aber eventuell könnte man darüber hinaus auch noch einen strategischen Vorteil aus diesem Umstand ziehen.

Riebe man nämlich all diese

Waffen, insbesondere die Kalaschnikows, während der Herstellung mit einem sehr hartnäckigen, intensiven, praktisch niemals abwaschbaren

Schweinefettextrakt ein – dann dürften die Islamisten diese ja gar nicht berühren. Wegen ihrer Religion. Man würde sie quasi mit ihren eigenen Waffen schlagen. Die ja erfreulicherweise im Grunde

genommen sowieso unsere sind.

Der Vorschlag wurde in der schwedischen Öffentlichkeit recht kontrovers diskutiert. Unter anderem stellte sich die Frage, ob man denn nicht religiöse Gefühle verletze, wenn man Menschen wegen ihres Glaubens den Zugriff auf moderne Schnellfeuerwaffen verbaue. Tatsächlich wäre dies wohl ethisch nur zulässig, wenn

sich etwas finden ließe,
wodurch auch strenggläubige
Christen den Gebrauch von
Schnellfeuerwaffen als nicht mit
ihrem Glauben vereinbar
ansehen würden.

Ein Unterfangen, das
allgemein als aussichtslos
angesehen wurde. Wenngleich
einige Befürworter meinten,
entsprechende Hinweise ließen
sich durchaus im Neuen
Testament finden. Das jedoch

wurde von den Gegnern als
blasphemische Polemik
abgetan.

Die schönsten Weihnachtsmärkte der Welt. Folge 29: Spandau

Vor langer Zeit zitierte ich mal einen in Spandau gebürtigen Freund, der mir erklärt hatte, jeder Weihnachtsmarkt habe seine Spezialität. In Nürnberg gebe es den Lebkuchen, in Aachen die Printen, in Dresden

den Stollen und in Spandau auf die Fresse.

Andere hingegen behaupten, der Spandauer Weihnachtsmarkt sei der schönste Berlins. Ich will da kein abschließendes Urteil wagen. In jedem Falle ist er ganz sicher der schönste Weihnachtsmarkt zwischen Berlin und Brandenburg. Spandau ist der einzige Ort, an dem die Länderfusion zwischen

Berlin und Brandenburg längst vollzogen ist. Und zwar schon seit vielen, vielen Jahren.

Eigentlich schon immer. Wer aus Brandenburg nach Spandau kommt, denkt, er sei in Berlin. Wer aus Berlin kommt, denkt, er sei in Brandenburg. Wer wirklich ganzheitlich in Spandau sein möchte, muss schon die Nacht dort verbringen und am Morgen langsam in das

Spandau-Gefühl erwachen. Der Volksmund sagt: «Nach Spandau kann man nicht reisen. Nach Spandau kann man nur geraten.»

Traditionell in der dritten Adventswoche fuhr der Kinderladen der Tochter zum Weihnachtsmarkt nach Spandau. Ich wurde von den beiden Erzieherinnen als Begleitperson geködert mit dem schönen Satz: «Man muss

da eigentlich nichts groß machen, es ist nur manchmal schön, noch jemand Drittes dabeizuhaben.»

Sätze, die mit «Man muss da eigentlich nichts groß machen ...» beginnen, liegen übrigens ganz weit vorne in meiner inoffiziellen Liste der zwanzig Sätze, die immer gelogen sind. Knapp gefolgt von «Das kann man gar nicht verfehlen» und «Dein neuer

Haarschnitt macht dich zwanzig Jahre jünger». Obwohl, das hat auch seit zwanzig Jahren niemand mehr zu mir gesagt. Da hatte ich nämlich meinen letzten Haarschnitt. Seitdem ist meine Frisur ja quasi selbstregulierend.

Nachdem sich eine Erzieherin am Morgen krankgemeldet hatte, meinte die andere, da sehe man, wie gut es sei, jemand Drittes

dabeizuhaben. Ich erwiderte, jemand Drittes sei nur so lange jemand Drittes, wie es jemand Zweites gebe. Woraufhin ein Kind mich fragte, ob es bei mir auch immer so tun müsse, als ob es zuhöre.

In der U-Bahn sind nur zwei Plätze frei. Setze mich auf einen und rufe:

«Wer will auf meinem Schoß sitzen?» Überraschenderweise wollen alle auf meinem Schoß

sitzen und schaffen das sogar irgendwie. Kann dadurch zwar vom Bayerischen Platz bis Rathaus Spandau nicht atmen, aber wegen der nach kurzer Zeit einsetzenden Bewusstlosigkeit vergeht wenigstens die lange U-Bahn-Fahrt wie im Fluge. Erinnere mich an England, wo sich die Pendler zwischen Brighton und London früher angeblich auch jeden Morgen absichtlich

bewusstlos geschlagen haben,
damit die lange Zugfahrt
schneller rumgeht.

Auf dem Weihnachtsmarkt
fragt mich Rieke sofort, ob sie
Lose ziehen darf. Da jedem
Kind zwei Buden erlaubt sind
und mein Hirn noch von der U-
Bahn-Fahrt
sauerstoffunterversorgt ist,
sage ich: «Wuff.» Rieke
versteht das als Ja. Als die
Erzieherin das mitbekommt,

schreit sie mich an: «Du hast Rieke erlaubt, Lose zu ziehen?»

«Wuff?»

«Weil Rieke immer Glück hat!»

«Wuff? Wuff.»

Rieke kommt mit einem circa ein Meter sechzig hohen, riesigen rosa Plüschhasen auf uns zu.

«Hab ich gewonnen.»

Die Erzieherin schnauft: «Na bravo. Den trägst jetzt aber

schön du.»

Antworte: «Wuff.» Und dann:
«Aber immerhin haben wir jetzt
doch wieder jemand Drittes
dabei.»

Die Erzieherin verlangt von
allen ein anständiges
Benehmen auf dem
Weihnachtsmarkt. Nicht zu
auffällig. Wir seien ja
schließlich nicht alleine hier.
Den Kindern gelingt das
vergleichsweise gut. Mir

weniger. Ich weiß nicht, wer schon einmal versucht hat, unauffällig zu sein, während er einen ein Meter sechzig großen rosa Plüschhasen über den Spandauer Weihnachtsmarkt trägt. Keine einfache Sache. Dass wir hier nicht alleine sind, hätte ich übrigens auch problemlos ohne den Hinweis der Chefin bemerkt. Jeder zweite Besucher spricht mich an. Vor allem Frauen. Viele

Frauen. Erstaunlich.

Ich will mal so sagen: Wer im Winter allein ist und eine Beziehung sucht – vergesst Bekanntschaftsanzeigen oder Paarship oder anderen Quatsch, wo du volle elf Minuten warten musst, bis sich wieder ein Single verliebt. Wenn du nett guckst und einen riesigen rosa Plüschhasen an einem weihnachtsfeierträchtigen

Donnerstag über den
Spandauer Weihnachtsmarkt
trägst, dann kannst du sie alle
haben. Wobei die meisten
Frauen gar nicht mich
angesprochen haben, sondern
den Plüschesen. Drei haben
ihn zu sich nach Hause
eingeladen. Eine meinte, der
Plüschesen habe sie an den
Hintern gefasst, dafür müsste
ich jetzt einen Futschi mit ihr
trinken. Die meisten jedoch

haben den Plüschhasen einfach über mich ausgefragt. In der Richtung, ob sein Herrchen denn ein Netter sei oder ein Frauchen habe und so weiter. Die Männer hingegen waren weniger charmant. Sie redeten auch bevorzugt mit dem riesigen rosa Hasen, zeigten aber auf mich, als sie ihn darauf hinwiesen, dass er da was Komisches am Hintern habe.

Trotzdem verlebte ich einen

der großartigsten
Spätnachmittage meines
Lebens. Man kann sagen: Auf
seine eigene, verquere Art ist
der Spandauer
Weihnachtsmarkt tatsächlich
der schönste. Von was auch
immer.

Zumindest wenn man es mag,
zum schieren Objekt niederer
Begierde zu werden. Ich fand
das mal ganz schön.

Zumindest so lange, bis Rieke

beim Entenangeln auch noch ein riesiges weißes Einhorn gewann. Männer mit rosa Plüschhasen und weißen Einhörnern gelten wohl nicht mehr als attraktiv. Wusste ich auch noch nicht. Auf der Rückfahrt durften wieder alle, einschließlich Hase und Einhorn, auf mir sitzen, wodurch ich zwar später eine Weile erneut nur durch Wuff-Laute kommunizieren konnte,

aber die Freundin meinte, ihr sei der Unterschied zunächst gar nicht aufgefallen.

Ha! Wenn die wüsste. Lasse sie reden und betrachte mein Foto mit den Stofftieren.

Denke, am Ende bleibt uns immer noch der Spandauer Weihnachtsmarkt ... Wuff!

Ich bremse auch mit Tieren

Als wir letztes Jahr zu Weihnachten bei den Eltern der Freundin zu Besuch waren und am späten Nachmittag des Heiligen Abends im Taxi vom Weihnachtskonzert gemeinsam zurück zur elterlichen Wohnung fahren, sprach die Mutter plötzlich zum Taxifahrer

mit betroffener, fast
tränenerstickter Stimme, er
habe wohl leider keine Familie,
sei vermutlich ganz alleine,
wenn er am Heiligen Abend
Taxi fahre. Der Fahrer jedoch
antwortete: «Ach nee, bei mir
ist das andersrum. Eben weil
ich sehr viel Familie habe, fahre
ich Weihnachten lieber Taxi.»

Ich verstand ihn.

Zumal dieser Beruf gerade an
den Festtagen einen

besonderen Reiz hat. Als ich während meiner Studienzeit selbst als Taxifahrer gearbeitet habe, gehörten die Weihnachtsschichten zu meinen liebsten, weil erlebnisreichsten.

Unvergessen für mich ist beispielsweise das angestrengte Gespräch einer dreiköpfigen Familie, die ich am Morgen des ersten Feiertages

zum Bahnhof brachte. Der Mann setzt sich, nachdem das viele Gepäck verstaut ist, auf den Beifahrersitz nach vorne. Die Mutter und die circa achtjährige Tochter warten auf der Rückbank auf die Abfahrt.

Mann: «Zum Bahnhof Zoo.»

Frau: «Ich kann nicht glauben, dass du die Pralinen für Tante Swantje nicht wiedergefunden hast.»

Mann: «Die kriegen wir

vielleicht auch noch mal in Köln am Bahnhof.»

Frau: «Aber nicht mit dem Preisschild. Ich hab mir doch von Ingrid im Reichelt extra ein anderes Preisschild draufmachen lassen, damit Tante Swantje denkt, die wären dreimal so teuer gewesen.»

Mann: «Wenn wir die am Bahnhof noch einmal kaufen, sind die ja auch ungefähr dreimal so teuer.»

Frau: «Darum geht's doch gar nicht, du Blödmann. Tante Swantje soll nur denken, die wären dreimal so teuer gewesen. Wenn wir tatsächlich das Dreifache bezahlen, könnten wir ja gleich Pralinen kaufen, die auch dreimal so teuer sind.»

Mann: «Wir können ja im Bahnhof fragen, ob die uns nicht auch ein anderes Preisschild da draufkleben.

Machen die vielleicht, wenn wir denen dafür was extra geben.»

Frau: «Ja. Am besten genau das, was dann auf dem Preisschild draufsteht, du Hornochse.»

Das Kind schreit.

Mutter: «Was ist denn jetzt schon wieder?»

Kind: «Nichts.»

Mutter: «Ich merk doch, dass da was ist.»

Kind: «Nein, is nichts.»

Mutter: «Was hast du denn da?»

Kind: «Nichts.»

Vater: «Julchen, sag jetzt deiner Mutter, was du da hast.»

Kind: «Ich hab nichts.»

Vater: «Julchen, lüg nicht!»

Kind: «Doch!»

Die Mutter schreit.

Vater: «Was ist da denn jetzt?»

Mutter: «Nichts.»

Vater: «Ihr sagt jetzt sofort,

was da ist.»

Mutter: «Schon gut, da ist nichts.»

Es fiept. Mutter und Kind schreien. Der Vater atmet sehr tief und laut hörbar ein. Wohl um sich zu beruhigen.

Vater: «Sagt jetzt bitte nicht, dass Julchen ihre Ratte mitgenommen hat.»

Schweigen.

Vater: «Hallo, ich höre nichts.»

Kind: «Du hast doch gesagt, wir sollen bitte nicht sagen, dass ich Justus mitgenommen habe.»

Vater: «Also ich glaub's ja nicht, ihr ... Ouh.»

Der Vater verstummt. Alle sind plötzlich ganz still.

Stattdessen höre ich sie nur noch hektisch, bemüht leise rascheln und zischen. Mir kommt ein unerfreulicher Verdacht. Obwohl ich mich vor

der Antwort fürchte, frage ich:

«Sagen Sie mir bitte nicht,
dass Ihnen die Ratte ausgebüxt
ist und jetzt hier frei durchs
Taxi flitzt.»

Die ganze Familie schweigt.
Als was für eine Antwort soll
man das werten?

Vater: «Die tut eigentlich
nichts. Der Justus ist meistens
eine ganz liebe Ratte.»

Spüre in meinem Fußraum
etwas huschen. Trete sofort

heftig auf die Bremse. Die Bremse quietscht. Laut, aber der Wagen wird nicht langsamer. Bin überrascht. Na ja, das Quietschen klang auch seltsam, und die Bremse war ungewöhnlich weich.

Das Kind brüllt. «Der Mann hat Justus totgebremst!»

Denke, da bekommt der Satz «Ich bremse auch für Tiere» noch mal eine ganz andere Bedeutung. Wobei, genau

genommen müsste es ja hier wohl heißen: «Ich bremsen auch mit Tieren.»

Vater: «Keine Angst. Dem Justus geht's gut. Der hat sich nur erschrocken. Sitzt jetzt bei mir.»

Das Handy der Mutter klingelt. Als sie rangeht, hört man aus dem Hörer das Geschrei einer Frau.

Mutter: «Das ist Silvia.»

Der Vater erklärt mir:

«Unsere Nachbarin. Die hat sich trotz ihrer panischen Angst vor Ratten netterweise bereit erklärt, auf Justus aufzupassen. Wir haben vorhin noch den Käfig zu ihr rübergetragen.»

Mutter: «Jetzt hat sie wohl gerade gesehen, dass der Käfig leer ist. Weshalb sie nun denkt, die Ratte würde frei in der Wohnung rumlaufen. Daher sitzt sie jetzt mit scharfen

Messern auf dem Küchentisch und schreit.»

Vater: «Sag ihr, dass Justus bei uns ist.»

Mutter brüllt in den Hörer:
«Silvia! Silvia! Justus ist bei ...
Silvia, hör doch zu! Silvia!»

Sie wendet sich wieder zum Vater: «Die hört nichts, die ist nur am Schreien.»

Vater: «Na, dann kann man nichts machen.»

Mutter: «Nee, wohl nicht.»

Sie legt auf.

Ich sage: «Das mit der Ratte eben war ganz schön knapp. Ich hätte fast einen Unfall gebaut.»

Der Vater schaut betroffen:
«Schade.»

«Was?»

«Na, ich will es mal so sagen. Wenn Sie jetzt einen Unfall bauen und wir deshalb unseren Zug verpassen und nicht zu der buckligen Verwandtschaft

meiner Frau können, kriegen
Sie von mir hundert Mark.»

«Echt?»

Die Frau ruft von hinten:
«Und die Pralinen noch dazu,
wenn Sie uns wieder nach
Hause gefahren haben.»

Überlege laut: «Na ja, ein
wirklicher Unfall wäre blöd,
aber wir könnten natürlich so
tun, als ob. Ich habe einen
Kollegen, der hatte vor ein paar
Monaten tatsächlich einen

Blechschaßen. Der würde uns bestimmt die Unfallfotos leihen. Die könnte man dann Ihrer Verwandtschaft schicken. Quasi als Beweis ...»

Am Ende hatten alle ein schönes Weihnachtsfest. Die Familie blieb in Berlin. Justus kam zurück in sein Häuschen im Käfig. Silvia, die Nachbarin, konnte wieder vom Tisch runter, und ich hatte hundert Mark und Pralinen.

Das nächste Weihnachten rief mich der Vater wieder an. Ob er sich die Unfallfotos noch einmal leihen dürfe. Bei ihnen selbst würde es natürlich auffallen. Aber gute Freunde, denen sie im Vertrauen davon erzählt haben, hätten großes Interesse. Im Laufe der Jahre haben diese Fotos mir und dem Kollegen ein hübsches kleines zusätzliches Weihnachtsgeld gesichert.

Als wir in der Wohnung der Eltern der Freundin ankommen, blinkt schon der Anrufbeantworter. Der Münsteraner Teil der Familie hat leider den Zug verpasst. Das Taxi hatte auf dem Weg zum Bahnhof einen Unfall. Sie haben uns auch schon Fotos vom Unfalltaxi per Mail geschickt. Als ich die Bilder sehe, denke ich: Ach guck, der

Kollege ist wohl nach wie vor im Blechschadenfoto-Verleih-Geschäft. Hat sogar eine Möglichkeit gefunden, das Berliner Nummernschild mit Photoshop zu bearbeiten, sprich durch ein Münsteraner Kennzeichen zu ersetzen. Er arbeitet jetzt also überregional. Nicht schlecht. Man staunt doch immer wieder, wie viele ganz unterschiedliche Arbeitsplätze hierzulande mehr

oder weniger am Automobil
hängen.

Pogo-Tee

Es klingelt an der Tür. Ich öffne. Mein Nachbar Rüdiger wedelt mit einer Flasche Wodka und flötet verführerisch:
«Advent, Advent!»

Weise darauf hin, dass es 8.30 Uhr morgens ist. Er meint: «Ach komm. Weihnachten ist nur einmal im Jahr.»

«Ja. Und zwar in gut zehn Monaten. Ich habe keine Zeit, ich muss mich auf den Valentinstag vorbereiten.»

«Kaufst du deiner Frau Blumen?»

«Niemals. Sie lehnt den Valentinstag als Produkt des aggressiven Konsummarketings ab. Deshalb darf ich ihr an diesem Tag auf keinen Fall Blumen schenken. Das ist organisatorisch aufwendiger,

als man denkt. An dreihundertzweiundsechzig Tagen im Jahr freut sie sich total über Blumen. Ist quasi an jedem Tag enttäuscht, wo sie keine bekommt. Außer eben an drei Tagen, wo es eine noch größere Katastrophe ist, wenn man ihr welche schenkt. Also Valentinstag, Muttertag und Halloween.»

«Halloween?»

«Ah, stimmt. Halloween war

anders. Da darf ich keine Masken tragen, nicht gruselig sein oder um Süßigkeiten betteln. Blumen aber sind okay, sofern man sie ausdrücklich zum Reformationstag schenkt.»

Rüdiger hält mir ein Formular hin. «Eigentlich komme ich wegen dem hier.»

«Was ist das?»

«Mein neuer Verein. Pogo-Tee! Willst du auch beitreten?»

«Pogo-Tee?»

«Poesie gegen ollen Terror!»

«Oller Terror?»

«Ja, eigentlich wollten wir ihn
‹Poesie gegen Terror› nennen.
Aber die Abkürzung PogeTe
hätte uns zu sehr in eine doofe
Ecke gerückt. Dann haben wir
überlegt: ‹Gegen allen Terror›,
aber da waren die möglichen
Kurzformen nicht sexy genug
und deshalb jetzt eben ‹Poesie
gegen ollen Terror, Pogo-
Tee›!»

«Verstehe. Poesie von Anfang an.»

«Und dazu auch noch sexy. Willst du Mitglied werden? Der Jahresbeitrag beträgt nur fünfzig Euro.»

«Und was bekommt man dafür?»

«Engagement.»

«Welches?»

«Deins. Oder was tust du denn sonst so für den Kampf gegen den Terror?»

«Du meinst gegen die
Dschihadisten?»

«Zum Beispiel.»

«Weiß nicht.»

«Okay. Und hältst du diesen
Ansatz für ausreichend?»

«Na ja, es sind sich ja
irgendwo alle einig, dass wir die
Dschihadisten am wirksamsten
bekämpfen, wenn wir unser
Leben einfach ganz normal
weiterleben. Als wenn nichts
wäre. Und in diesem so normal

Weiter-vor-mich-hin-Leben,
engagiere ich mich schon jeden
Tag sehr. Oft viele Stunden
lang und höchst konzentriert.»

«Nicht schlecht. Ich sehe, du
hast verstanden, worum es
geht. Aber hast du nicht
trotzdem manchmal das Gefühl,
du würdest gerne noch mehr
tun?»

«Indem ich deinem Verein
Geld gebe?»

«Damit wir die Dschihadisten

dort bekämpfen können, wo es sie am meisten trifft.»

«Ah. Deshalb Poesie. Ihr schreibt wüste Schmähgedichte, damit die Dschihadisten sich in ihrer Reaktion selbst entlarven.»

«Eben nicht wüst. Wüst können die ja nun sehr viel besser. Wir wollen ihnen aber genau diese Aura des überhöht Bedrohlichen, Dämonischen nehmen. Deshalb sind unsere

Schmähgedichte niedlich.»

«Niedlich?»

«Zumindest auf den ersten Blick. Lustige Zungenbrecher über Dschihadisten, wie beispielsweise:

◁Dreizehn dreiste

Diakonissen

dissen dreißig

Dschihadisten.▷

Wirkt harmlos, aber wenn man das zwanzigmal ganz schnell hintereinander sagt,

verknötet sich ab dem dritten, vierten Mal die Zunge, weshalb einem dann unabsichtlich ordinäre Wörter reinflutschen wie verschissen, bepissen, zerfisten und so weiter ... Was natürlich sehr lustig ist und die Dschihadisten disst.»

Will ihn nicht anlügen.
Scheitere aber und sage:

«Ja, ich denke, das könnte sie fertigmachen.»

«Findste echt? Wir haben

aber auch einfache Zweizeiler,
zum Beispiel:

«Zwei Dinge, die wir nie
vermissten:

Diddl-Maus und
Dschihadisten.»»

«Ui. Ist das nicht ein bisschen
gewagt? Mit den Diddl-Maus-
Fabrikanten würde ich mich ja
lieber nicht anlegen.»»

«Stimmt natürlich. Wir hätten
aber auch intellektuellere
Gedichte. Beispielsweise:

«So wie die Wüste
Skifahrerpisten,
braucht diese Welt die
Dschihadisten.»»

«Das ist intellektueller?»»

«Klar, weil da auch noch
Klimakritik mit drin ist. Wegen
Katar und deren künstlichen
Schneehallen.»»

«Oh, das ist ja tatsächlich
ziemlich raffiniert. Diese
Doppeldeutigkeit wäre mir jetzt
fast durchgerutscht. Also gut.

Ich gebe zu, das mit eurem Verein klingt wirklich alles sehr, sehr ...»

«Durchdacht?»

«Das war jetzt zwar nicht unbedingt das Wort, nach dem ich gesucht hatte, aber meinetwegen. Du bist der Kampfpoet. Ich weiß allerdings nicht, ob das was für mich ist. Vielleicht sollte ich doch lieber weiter die Speerspitze jenes Teils der Bewegung sein, der

die Dschihadisten bis aufs Blut bekämpft, indem er ganz normal weiterlebt. Ich meine, das schwächt sie doch am meisten.»

Rüdiger nickt. «Kein Problem. Du kannst mir auch einfach fünfzig Euro geben, ohne Mitglied zu werden. Unsere Statuten sind diesbezüglich total liberal.»

«Warum sollte ich das tun?»

«Weil du ja kein Arsch bist.»

«Ach so, ja. Stimmt.»

«Und als Bonus schenke ich dir auch noch ein kleines Spontangedicht, das niedlich Dschihadisten disst und dich gleichzeitig daran erinnert, den Valentinstag zu vergessen:

*Weil der Dschihadist nicht romantisch ist,
ist seine Lieblingsziege angepisst.*

*Drum denkt sie Folgendes sich
aus:*

*Käm der am Valentinstag mit
Geschenk nach Haus,
dann fress ich einen
Blumenstrauß.»*

Rüdiger strahlt mich an. «Und?
Wie findeste?»

«Doof.»

«Super. Das ist ja auch die
Intention des Ganzen.»

Denke, wenn Dinge, die eigentlich doof sind, in ihrer Deklaration zum Uneigentlichen plötzlich wahnsinnig intelligent werden, erfordert das eigentlich einen Begriff des Übereigentlichen, um noch die Eigentlichkeit der Welt erklären zu können. Doch vielleicht sollte man lieber den Poeten die Erklärung der Welt überlassen. Hat das nicht schon mal irgendwer vorgeschlagen?

Die obere Grenze der Belastbarkeit

Schaue im Internet eine Sendung von Schwarmintelligenz-TV. Ein Netzsender, dessen Nachrichten und Recherchen ausschließlich durch Interviews von Passanten auf der Straße bestritten werden. Gerade antwortet jemand in der

Fußgängerzone von Coesfeld
auf die Frage, ob es denn eine
Obergrenze für Flüchtlinge
geben sollte: «Ja, unbedingt.
Natürlich. Wir brauchen ab
sofort eine Obergrenze für
Flüchtlinge.»

«Und wo würden Sie die
ansetzen?»

«Ein Meter neunzig. Ja. Ich
finde, kein Flüchtling sollte
größer als ein Meter neunzig
sein.»

Schau an. Man sollte viel häufiger die Bevölkerung direkt befragen.

Wechsle zur ARD-Seite. Dort finde ich Statistiken, die zeigen, woher die jungen Männer kommen, die freiwillig von hier in den Dschihad ziehen.

Auffällig ist: Alle alleinstehend, praktisch keiner von denen lebte vorher in einer festen Beziehung. Das leuchtet mir ein.

Ich glaube ja eh, dass sich nur, wer selbst noch nie so richtig in einer Beziehung gelebt hat, ernsthaft zweiundsiebzig Jungfrauen im Paradies wünschen kann. Wer einmal erfahren hat, wie kompliziert das schon zu zweit sein kann, auch nur ein Wochenende so zu planen, dass sich keiner in seinen Bedürfnissen vernachlässigt fühlt, der wird den Teufel tun,

sich einen Alltag mit
zweiundsiebzig Jungfrauen zu
wünschen.

Diese Obsession mit den
Jungfrauen verstehe ich
ohnehin nicht. Warum
unbedingt Jungfrauen? Wieso
ist das so wichtig? Bei einer
Blinddarmoperation will man
doch auch nicht, dass es für
den Chirurgen das allererste
Mal ist. *Weil das Erlebnis
dadurch irgendwie intensiver*

ist. Eine Blinddarmoperation ist in jedem Falle etwas Besonderes. Da ist man schon aufgeregt genug. Da würde ich nur wollen, dass es super wird und man sich hinterher besser fühlt als vorher. Reicht. So. Das wäre top.

Als ich meiner Freundin von diesen Überlegungen erzählte, meinte sie: Dass ich als Metapher für Sex eine Blinddarmoperation wähle,

rücke für sie vieles in unserer Beziehung in ein ganz neues Licht.

Stoße auf die
Berichterstattung über
irgendeine Kleinstadt in
Sachsen. Sehe Menschen, die
sich in dieser Berichterstattung
über die Berichterstattung
über sie beschweren, und höre
einen Sprecher, der die eigene
Berichterstattung über diese
Berichterstattung kritisch

beleuchtet und hinterfragt, ob man darüber überhaupt berichten soll. Die Menschen kritisieren, dass sie häufig fremdenfeindlich rüberkommen, wenn über sie berichtet wird. Dabei würden sie nur das sagen, was sie denken. Wenn das jetzt plötzlich schon fremdenfeindlich sei, stimme ja wohl in unserer Gesellschaft was grundsätzlich nicht. Das

machte ihnen Sorgen. Sie seien auch für Toleranz. Aber in vernünftigen Grenzen. Wer Toleranz wolle, der solle sich erst mal anpassen. Dann sehe man weiter. Außerdem würden an der Schweinezucht auch viele Arbeitsplätze hängen.

Hm. Seit einiger Zeit fühlt sich die Wirklichkeit für mich häufig wie eine Fernsehserie an, bei der man wohl immer mal wieder weggedöst sein muss,

wodurch einem dann bestimmte Zusammenhänge fehlen.

Schalte noch mal zu Schwarmintelligenz-TV. Eine andere Interviewerin fragt nun eine Passantin in einer Fußgängerzone in Siegen, wo sie sich in zwanzig Jahren sehe. Die Frau antwortet: «Im Jahr 2036.»

Die Menschen sind komisch, denke ich. Jetzt nicht wir. Wir gehen ja eigentlich. Aber die

anderen.

Mannmannmannmannmann, die sind zum Teil ... Also, wer andere kennt, weiß, die sind oft komisch.

Bekomme eine WhatsApp-Nachricht von der Freundin: Ob ich Lust auf einen schönen gemütlichen Abend hätte? Vielleicht am Ende sogar mit Blinddarmoperation.

Na, die weiß schon, wie sie mich kriegen kann!

Das Flehen

«Die letzte Stimme, die man hört, bevor die Welt explodiert, wird die Stimme eines Experten sein, der sagt: <Das ist technisch unmöglich!>»

Peter Alexander Ustinov

Was kann die Menschheit?

November 2014. Verfolge in einer Gästewohnung in Bad Vilbel die Landung des Rosetta-Minilabors Philae auf dem Kometen Tschurjumow-Gerassimenko, genannt Tschuri. Dieser wiederum befindet sich auf dem Weg zur Sonne. Vor gut zehn Jahren

wurde Rosetta gestartet, hat
Milliarden von Kilometern
zurückgelegt, ist am Mars
vorbeigeflogen und hat in
verschiedenen
Planetenumlaufbahnen
Schwung genommen, um Philae
nach eben jenen zehn Jahren in
genau dem richtigen Moment,
an genau der richtigen Stelle
auf den Kometen abzuwerfen.
Alles hat man exakt
vorausberechnet. Zehn Jahre

im Voraus. Inklusive Bremsmanöver, Relativitätsgeschwindigkeit und Ausgleich von orbitalen Gravitationsfeldern. Die Steuerung von der Erde aus war zudem nur zeitverzögert möglich und erforderte weitere, höchst komplexe, umfangreiche Berechnungen. Doch es ist gelungen. Die Sonde Philae landet tatsächlich auf dem Kometen. Nun wird sie

Messdaten aus einer so geringen Entfernung zur Sonne liefern, wie es noch nie möglich war.

Bin zur Abwechslung mal wieder beeindruckt von der Menschheit. Was die so kann. Tiere könnten so was nicht. Auch Delfine nicht. Nicht mal Wildschweine. Aber die Menschheit kann abgefahrenes Zeug. Andererseits:

Während ich diese Landung

der Sonde angeschaut habe,
war ich gleichzeitig damit
beschäftigt, eine Dose Bio-
Linseneintopf zu öffnen. Nicht
zuletzt das auf die Dose
gedruckte Versprechen
«Kinderleicht zu öffnen, auch
ohne Dosenöffner!» hatte mich
zu dem freudig-naiven
Gedanken verleitet: «Was soll
schon schiefgehen?» Als ich
jedoch die Metallflasche in der
Hand hielt, ohne dass die Dose

auch nur einen Nanometer geöffnet worden wäre, wusste ich wieder, was schon schiefgehen konnte, und fragte mich, wieso ich einer Dose so etwas glaube. Nun, aus demselben Grund, weshalb ich auch anderen Lebensmitteln die Sachen glaube, die draufstehen:

«Meisterqualität!», «Der leichte Genuss!» oder auch nur «Mmmhh, lecker, lecker!». Ich

lese: «Mmmhh, lecker, lecker!»,
denke: «Ach guck mal, das ist ja
genau meine
Geschmacksrichtung.» Und
zack! Gekauft. So bin ich. Ein
Mann der Tat. Zumindest
wenn's ums Essen geht! Wer
Hunger hat, fragt nicht. Noch
weniger denkt er. Das weiß die
Lebensmittelindustrie und hat
deshalb nicht die geringste
Scheu, Butterkekse sportlich
zu nennen.

Nachdem ich also, da in der Wohnung kein Dosenöffner zu finden war, mit einer spitzen, mir stabil erscheinenden Gabel und einem Zierstein aus dem Topf einer Zimmerpflanze erfolglos versucht hatte, diese Dose zu öffnen, lag irgendwann die völlig verbogene Gabel vor mir. Anklagend blickte sie mich an, als wollte sie sagen:

«Und du willst wirklich der Spezies angehören, die gerade

nach zehnjährigem Flug und exakter Berechnung eine Sonde präzise auf einen zur Sonne rasenden Kometen geschossen hat?»

Was antwortet man einer enttäuschten Gabel auf solch eine Frage?

Noch während ich darüber nachdachte, lieferten mir die Nachrichten die Antwort. Der Chef des im Bau befindlichen Flughafens Berlin Brandenburg

gab bekannt, dass er bis Weihnachten doch keinen Eröffnungstermin würde nennen können. Ja nicht mal ein Termin, an dem der Termin benannt wird, wäre möglich.

Also, es ist natürlich eine blöde Frage und unangenehm reißerisch, aber trotzdem: Wie kann es sein, dass die Menschheit einen Zehn-Jahres-Flug durch den Weltraum über Milliarden von Kilometern

unter Berücksichtigung von Trillionen von Daten auf den Punkt exakt vorausberechnen kann, jedoch nicht in der Lage ist, den Fertigstellungstermin eines Flughafens, der ja noch nicht einmal selbst fliegen muss, zu ermitteln. Sind uns die unendlichen Weiten des Weltalls, mit all ihren Magnetstürmen, womöglich doch nicht so fremd, komplex und geheimnisvoll wie eine

Baustelle in Brandenburg? Wo sind die Chancen, auf intelligentes Leben zu treffen, größer? Könnte man die ESA, die Europäische Weltraumorganisation, nicht vielleicht bitten, ihre nächste Sonde mal nicht auf einen zur Sonne rasenden Kometen zu schießen, sondern auf die Flughafenbaustelle Berlin Brandenburg? Vielleicht würden wir durch so eine

Sonde zu verlässlichen Daten
über diesen Flughafen
kommen. Oder man könnte
sogar statt eines Kometen die
BER-Baustelle zur Sonne rasen
lassen ...

Gut. Das alles ist
selbstverständlich sehr
polemisch und ganz sicher
ungerecht. Außerdem steht es
jemandem, der versucht hat,
eine Dose Linseneintopf mit
einer Gabel und einem

Zierstein zu öffnen, vielleicht gar nicht zu, anderer Leute Baustellen zu kommentieren.

Deshalb noch mal im Guten. Diese Flughafenbaustelle ist ja mittlerweile auch ein bisschen Teil der Berliner Folklore und Geschichte geworden. Im Sommer 2017 haben wir fünf Jahre Nichteröffnung. Sollten wir das nicht ein wenig feiern? So etwas wie die Lichtergrenze zu fünfundzwanzig Jahre

Mauerfall könnte man doch auch für den BER veranstalten. Auch mit diesen Ballons. Ich meine, das wäre doch interessant zu erleben, etwas von dort fliegen zu sehen. Wie sich das wohl anfühlt. Hätte man mal 'nen Eindruck.

Fröhlich feiernde Physiker

Donnerstagmittag. Vor dem
Düsseldorfer Hauptbahnhof
steht eine relativ große Gruppe
von Physikstudenten und singt.
Also ich glaube zumindest, dass
es Physikstudenten sind, denn
auf die Melodie von
«Guantanamera» singen sie:
«Quantenmechanik, studieren

Quantenmechanik.

Quantenmechaaaaaanik ...»

Das sieht man aber auch selten. Fröhlich feiernde Physiker. An einem Donnerstag zur Mittagsstunde. Was ist wohl der Anlass? Haben sie einen Studienplatz bekommen oder gar schon ihren Abschluss gemacht? Vielleicht sind sie sogar noch weiter, und einer von ihnen hat das Higgs-Boson gefunden. Es eventuell sogar

isoliert. Soll man das überhaupt isolieren? Wenn ja, warum? Ich weiß so wenig über die moderne Physik. Nun, wo sie gerade so ausgelassen sind, kann man ja vielleicht mal mit ihnen ins Gespräch kommen. Sich informieren. Feedback von der Basis liefern. Ihnen Tipps für kommende Forschungsprojekte geben.

Aber was wünsche ich mir von der Physik? Vielleicht einen

Materiewandler. Das wäre mal was. Oder noch besser: ein Nahrungsmittelsimulator. Also man isst einen frischen grünen Salat, aber ein spezieller Wahrnehmungs-Synapsenfilter sorgt dafür, dass es sich so anfühlt, schmeckt und riecht, als äße man eine Bratwurst. Eine andere Erfindung, auf die ich schon lange warte, wäre die sich täglich selbst reinigende Wohnung.

Das könnte ich den fröhlichen Physikern doch jetzt endlich sagen. Sie sollen sich auch mal wieder auf die Anwenderwissenschaft konzentrieren. Nicht immer nur Grundlagenforschung mit Kernfusion, Photonenbeschleuniger, Antimaterie und so. Klar, das ist wahrscheinlich auch wichtig, aber andererseits hat man da, wenn's blöd läuft, auch schnell

mal – hoppla! – ein Schwarzes Loch produziert, das dann unsere ganze Galaxie verschluckt. Wobei ich allerdings einräumen muss: Besser, sie machen Schwarze Löcher als intelligente Haushaltsgeräte. Das wiederum ist eine Art der Anwenderforschung, die ich schon immer unnötig fand. Es gibt ja die Legende, dass der erste wirklich intelligente

Staubsauger, sprich ein Staubsauger, den man tatsächlich mit «Zusammenhänge erkennender Intelligenz» ausgestattet hatte, sich geweigert haben soll, häufiger als alle halbe Jahr Staub zu saugen, weil das vom Energieaufwand her nicht sinnvoll wäre. Will heißen, sobald ein Haushaltsgerät echte Intelligenz besitzt, fängt es an, sich vor der Arbeit zu drücken.

Wer möchte denn so was?
Meine Haushaltsgeräte sollen
deshalb einfach doof sein und
tun, was man ihnen sagt.
Machen sie aber auch nicht.
Nicht mal die dummen.

Die Studenten singen
mittlerweile ein neues Lied:

*Da simma dabei, wir sind pri-i-
ma!*

Grund-laaagen-physiker!

*Wir schicken, schicken Teilchen
schick ma da in dem Kreis
herum,
und wenn wir uns verrechnen,
macht's auch schon mal
ordentlich bum.
Da simma dabei, wir sind pri-i-
ima ...*

Naturwissenschaftler sind
komische Menschen. Während

des Studiums war ich mal auf einer Party, wo vornehmlich Chemiestudenten geladen waren. Als Kennlernspiel sollte man sagen, welches chemische Element man gerne wäre, hätte man die Wahl. Da mir kein anderes eingefallen ist, entschied ich mich für Helium. Daraufhin wurde ich den Rest des Abends von allen wie ein völliger Idiot behandelt. Ich weiß bis heute nicht, warum.

Um endlich mit den lustigen Physikern ins Gespräch zu kommen, singe ich lautstark mit. Dann versuche ich, einen eigenen Kanon zu starten. Auf die Melodie von «Der Hahn ist tot» singe ich:

Das Higgs-Boson, das Higgs-Boson,

Das Higgs-Boson, das Higgs-Boson,

*kannste nich gut sehn, guckste
hier, guckste da,
kannste nich gut sehn, guckste
hier, guckste da,
guck, guck, guck, guck, guck,
guckste hier, Higgs-Boson,
guck, guck, guck, guck, guck,
guckste da, Higgs-Boson.*

Keiner singt mit. Stattdessen
zieht der Pulk plötzlich los
Richtung Innenstadt. Nur eine

dunkelhaarige Frau mit wachem Blick bleibt zurück.

«Also, ich fand Ihren Higgs-Boson-Kanon schön.» Sie lächelt sehr nett. Frage sie, was sie sein wollte, wenn sie ein chemisches Element wäre.

Sie zuckt die Schultern.
«Keine Ahnung. Aber auf keinen Fall Helium. Das wäre ja nun völlig bescheuert.»

Die Grenzen des technisch Machbaren

Nicht alle Probleme dieser Welt lassen sich durch Technologie lösen. In meiner Kindheit hatte man das noch geglaubt. Wir träumten von einer Welt mit fliegenden Autos, Wohnmodulen auf dem Mond, Nahverkehrsraumschiffen in unserer Galaxie oder

selbstreinigenden Küchen.
Speziell das Ausbleiben der
Letzteren war eine große
Enttäuschung. Insbesondere
innerhalb meiner WG.

Das emotionale Loch, in das
man fällt, wenn man realisiert,
dass einige Probleme eben
doch nicht so einfach durch
Technik zu lösen sind, ist eines
der tiefsten überhaupt. Erst
recht, wenn man sehr plötzlich
und unerwartet hineinstürzt.

Daher ist der Versuch löblich,
die Menschen langsam an diese
Erkenntnis heranzuführen. In
der Nähe von Berlin
beispielsweise haben wir ein
relativ großes Testgelände, wo
man jetzt schon seit beinahe fünf
Jahren erforscht, was alles
technisch nicht möglich ist, und
das dann den Menschen
präsentiert. Stück für Stück.
Zum Teil sogar auch Sachen,
von denen man denken würde:

«Na, das müsste technisch doch eigentlich kein Problem sein!»
Doch selbst da gelingen
erstaunliche Demonstrationen
der Grenzen des technisch
Machbaren.

Als im Jahr 2013, also vor
mittlerweile vier Jahren, mein
letzter Geschichtenband
erschien, haben wir lange
diskutiert, ob wir die
Geschichte zum Flughafen
Berlin Brandenburg – «Der

werfe die erste Rolltreppe» – mit in das Buch nehmen sollten. Wir hatten Angst, bis zum Erscheinungstermin könnten sich dort alle Schwierigkeiten in Luft aufgelöst haben, es gäbe längst einen verbindlichen Eröffnungstermin und niemand interessiere sich mehr für die Probleme der Baustelle. Diese Furcht ist längst verflogen. Sehr häufig dachte man in den letzten fünfeinhalb Jahren: «So,

jetzt hammse alles gemacht. Da kann nix mehr kommen, keine neue Katastrophe mehr, irgendwann fällt denen doch auch nichts mehr ein.» Und zack! Hatten sie wieder einen rausgehauen. Das imponiert irgendwo auch und hat in Berlin mittlerweile sogar dazu geführt, dass die Leute sich mit der Baustelle solidarisieren. Längst murmelt hier so mancher hinter vorgehaltener

Hand: «Wir sind BER!» Nicht ohne einen gewissen Stolz. Denn vieles bei diesem Flughafen ist ja auch einfach nur Pech.

Beispielsweise die Geschichte mit den Entrauchungsanlagen.

Als im Herbst 2015 ein Baustopp verhängt werden musste, weil die speziell für das Dach der Haupthalle produzierten Entrauchungsanlagen leider

eben speziell für dieses Dach zu schwer waren und daher Einsturzgefahr drohte, war mein erster Gedanke: Wer kennt das nicht? Das hätte mir auch passieren können. Gerade mit Gewicht vertut man sich so schnell. Wie oft stand ich schon auf der Waage und dachte: Konstruktionsfehler! Anders ist dieser Wert nicht zu erklären. Also muss man dann schätzen. Denn mit dem angezeigten

Wert kann man ja nicht arbeiten. Aber schätzen ist bei einer Entrauchungsanlage schwierig. Denn das wirkliche Gewicht einer Entrauchungsanlage wird natürlich auch erst zur Gänze klar, wenn denn mal der ganze Rauch drin ist. Und wie will man das wiederum seriös schätzen? Zumal man ja nicht weiß, was überhaupt brennen wird.

Das sind technische Probleme, von denen der Laie sich häufig gar keine Vorstellung macht. Dabei war die Idee dahinter doch gar nicht so schlecht. Wie meistens. Denn in dem Moment, wo der ganze schwere Rauch in den Entrauchungsanlagen steckt, kracht natürlich automatisch das Dach zusammen, und dann entraucht es schließlich sehr schnell. Eigentlich nicht blöd.

Als sofortige Notentrauchung
ein völlig neuer,
unkonventioneller Ansatz.

Quasi Zukunftswerkstatt. Also
mehr Werkstatt als Zukunft,
aber immerhin. Doch leider zu
kostenintensiv, da hinterher
jedes Mal das ganze Dach neu
gemacht werden muss. Das hat
man nicht bedacht. So ist es
ständig: Ein Flüchtigkeitsfehler
im Haushaltsplan, eine
Unachtsamkeit im Ablauf der

Subfunktionen, und schlagartig fühlt sich jeder Trottel dazu berechtigt, blöde Witze über einen zu reißen.

Daher fordern viele Berliner längst einen kompletten Neuanfang für den BER. Das geht bis in höchste politische Kreise. Es gab sogar schon eine ganz offizielle Senatseingabe mit der Forderung: «Noch mal ganz von vorne. Sprich: Alles abreißen und komplett neu

bauen!»

Fände ich okay. Von mir aus. Kann man machen. Aber ich würde dann nicht noch einmal einen Flughafen bauen. Das hat sich nicht bewährt. Wer macht denn zweimal den gleichen Fehler? Stattdessen sollte man vielleicht zunächst was Einfacheres bauen. Etwas, das gelingen kann. Damit man erst mal ins Bauen reinkommt. Zum Beispiel eine Brücke. Das wäre

ein schöner Kompromiss. Eine Brücke ist auch ein ernstzunehmendes, kompliziertes Projekt, aber eben nicht ganz so schwierig. Das kann gelingen. Und wenn da nicht mal ein Fluss ist, ist es ja auch nicht so gefährlich. Dann hätte man wenigstens mal ein Erfolgserlebnis.

Klar, es würde natürlich auch wieder Kritik geben. Sicherlich kämen Fragen wie: «Warum

baut ihr eine Brücke im
Flachen über nix?» Wenn die
Leute sonst nichts zu meckern
haben, fangen sie ja gerne mal
an, nach dem tieferen Sinn zu
fragen. Aus Langeweile. Doch
denen sollte man ganz klar
antworten: «Weil wir es
können.» Denn das ist ein
starkes Argument. Eine Brücke
im Flachen baut man eben nicht
aus der Not heraus. Da man
sonst nicht über einen Fluss

oder eine Schlucht kommt. Aus verzweifelterm Pragmatismus. Nein. Eine Brücke im Flachen baut man aus schierem Talent. Als Kostprobe seiner Fähigkeiten, quasi ein Kunstwerk. Um etwas für die Nachwelt zu schaffen. Etwas, das nicht für einen profanen Zweck steht, sondern für sich selbst. Keine Notbrücke, sondern eine Wunschbrücke. Wo jeder auch anerkennend

sagen wird: «Das hätten die nicht gemusst.» Und zusätzlich sollte man noch bedenken: Wenn plötzlich doch ein Fluss käme – dann wäre die Brücke schon da! So.

Denn das ist es, worum es heute geht: vorausschauendes Bauen. Modernes Planen. Natürliche Entwicklungen abwarten. Auch dem Zufall eine Chance geben. Ungewöhnliche Dinge machen und auf

Entwicklungen hoffen. Also erst mal fertig bauen und hinterher überlegen, was es denn geworden ist. Das ist innovatives Gestalten. Nicht am Reißbrett, sondern ergebnisorientiert. Nur so ließen sich auch wieder Mammutprojekte pünktlich und etattreu realisieren. Wenn man jedoch von Anfang an verrät, was man baut, macht man es den Kritikern viel zu einfach.

Hat das mit der Brücke dann mal geklappt, kann man auch wieder größer denken. Sollte man sogar. Den Rückenwind nutzen und gleich das nächste Projekt anschließen. Aber auch das muss wieder beeindrucken, verblüffen! Möglichst sogar noch viel mehr. Etwas wie:

Eine Pyramide!

Das würde die Leute fraglos beeindrucken. Ein perfektes Folgeprojekt. Denn auch eine

Pyramide baut man ja nicht aus der Not heraus. Das muss man schon richtig wollen. Ein riesiges, gewaltiges Grabmal. Gigantisch! Da würden alle staunen.

Doch kurz bevor sie fertig wäre, käme noch die untere Bauaufsichtsbehörde, um sich das Ganze mal anzuschauen. Wäre sicher auch mächtig beeindruckt, würde aber dann doch bedauernd sagen:

«O nee. Leider nein. Können wir so nicht genehmigen. Als Pyramide. Tut uns leid. Aber so, wie das jetzt ist? Als Pyramide? Da sind uns die Hände gebunden! Hingegen als Flughafen ... Das könnten wir machen.» Eventuell könnte man so ja doch noch zum Ziel kommen. Selten führt der direkte Weg zum Erfolg. Der Umweg ist fast immer der Pfad zur Lösung. Zumal es sich beim

BER im Moment ohnehin eher andersrum darstellt. Wenn die untere Bauaufsichtsbehörde überhaupt was sagt, dann: «Ouh, als Flughafen kann das so leider immer noch nicht in Betrieb gehen ... Aber als gewaltiges, gigantisches Grabmal. Das wäre quasi fertig.»

An sich ist das sowieso der einzige Vorwurf, den ich den BER-Verantwortlichen heute

noch machen würde. Dass ihnen der Mut fehlt, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen und einzuräumen: «Gut, dann haben wir eben einen Friedhof gebaut. Besser als nix.» Was ich okay fände. Denn es wäre ja zumindest ein spektakulärer Friedhof. Außergewöhnlich. Innovativ. Der modernste Friedhof Europas. Und verkehrstechnisch super angebunden. Welcher Friedhof

sonst hat zwei Landebahnen.

Aber so eine kluge Lösung wird wohl politisch nicht durchzusetzen sein. Hätte man kluge, einfache Lösungen gewollt, hätte man es von Anfang an anders angehen müssen. Dass die Tests der Entrauchungs-, Brandschutz- und Abgastechnologie am Flughafen so miserabel waren, dass man ihn nicht mal teileröffnen darf, war völlig

unnötig. Wäre der Auftrag für diese Anlagen an VW gegeben worden – wir hätten super Testergebnisse erhalten. Und selbst wenn später alles rausgekommen wäre, hätte man einfach VW verklagen können. Dann hätten die alles gezahlt. Selbst das anfangs fehlende Dach hätte man mit VW offensiv vermarkten können. Als Flughafen-Modell BER-Cabrio zum Beispiel. Wir hätten den

coolsten Flughafen der Welt gehabt. Aber so ist er ja auch was Besonderes. Und das, seien wir ehrlich, ist für Berlin doch immer noch das Wichtigste.

Flirten wie Derrick

«Ihre Aussage weist einige Ungereimtheiten auf. Wollen Sie sie vielleicht noch einmal überdenken?»

Ari schaut die Verkäuferin streng an. Die aber grinst.

«Nein, ich bleibe bei meiner Vermutung, dass in Ihrem Kopf gerade ein Hamster pupst.»

«Gut, im Moment können wir

Ihnen noch nichts nachweisen.
Aber ich behalte Sie im Auge.»

Ari lächelt. Er ist der Sohn
des besten finnischen Freundes
meines Bielefelder Onkels und
gerade zum ersten Mal mit
seiner Band für eine Woche in
Berlin. Da sie ohnehin bei ihrer
Tour draufzahlen, hat mich der
Onkel gebeten, Ari ein paar
Tage bei uns wohnen zu lassen.
Kein Problem. Ari ist
freundlich, höflich und spricht

sogar ziemlich gut Deutsch.

Wenn auch ein

ungewöhnliches. Gelernt hat er

es mit deutschen Krimiserien,

also «Der Alte», «Der

Kommissar», «Derrick», «Ein

Fall für Zwei» und «Tatort». Da

Serien oder Filme in Finnland

nicht synchronisiert werden,

musste er die immer auf

Deutsch mit Untertiteln gucken

und hat somit, beinahe ohne es

zu merken, recht ordentlich

unsere Sprache gelernt.
Beziehungsweise den Teil
unserer Sprache, der für
öffentlich-rechtliche
Krimiserien benötigt wird. Er
spricht quasi ein Derrick-
Deutsch. Zudem hat er eine
etwas seltsame Vorstellung von
unseren Umgangsformen, da
auch hier die Fernsehserien auf
ihn abgefärbt haben. Die
Verkäuferin in der
Herrenabteilung schaute schon

seltsam, als er zur Begrüßung seinen Ausweis gezeigt hat und sagte: «Guten Tag, Ari Kolpossei, darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?»

Da alle in der Band schwarze Anzüge tragen und er gestern im Zuge eines Cateringunfalls unter mehrere Teller Nudeln mit Tomatensoße geraten ist, wollen wir ihm einen neuen, billigen schwarzen Anzug besorgen. Die Verkäuferin

bringt uns ein weiteres Modell.

Ari will ihr angespanntes Verhältnis etwas auflockern und fragt: «Wo waren Sie in der vorigen Nacht zwischen 21 Uhr und 0.30 Uhr?»

«Was?»

«Verunsichert Sie diese Frage?»

«Auch wenn es Sie überhaupt gar nichts angeht: Ich war zu Hause und hab ferngesehen.»

«Haben Sie dafür Zeugen?»

«Nur meine Katze Sophie.»

«Wie können wir diese Sophie erreichen, um Ihre Aussage zu überprüfen?»

«Oh, legen Sie sich einfach nachts zwischen 2 und 5 Uhr neben die Mülltonnen in unserem Hof und reiben sich mit altem Fisch ein. Die Katze findet Sie dann schon.»

Als sie sich umdreht, um den nächsten schwarzen Anzug zu holen, schnauze ich Ari an:

«Was machst du?»

«Ich flirte.»

«Ach so. Weiß die Verkäuferin das auch?»

«Das kann ich erst sagen, wenn ich ihre Aussage überprüft habe. Ich glaube, sie verschweigt uns noch etwas.»

Die junge Frau kommt zurück. Sie gibt Ari die neue Hose und kontrolliert dann beim zuletzt anprobierten Anzug die Taschen.

Wahrscheinlich, um was zu tun zu haben, damit Ari sie nicht weiter belästigt. Der aber denkt nicht im Traum daran, den Mund zu halten.

«Haben Sie dafür einen Durchsuchungsbeschluss?»

«Was?»

«Ist schon in Ordnung, aber vermerken Sie bitte in Ihrem Bericht, dass ich mich kooperativ verhalten habe.»

«Also gut, Herr Kolpossei. Ich

vermerke höchstens, dass Sie zwar echt süß sind, aber ansonsten hat Ihnen ja wohl einer Kuchenkrümel ins Hirn gebröselte.»

Ari macht ein ernstes Gesicht.

«Tut mir leid, aber diese Aussage werden wir vor Gericht nicht verwerten können. Ist das Synthetik?»

«Nein, das ist ein Schurwolle-Viskose-Gemisch.»

«Hm, mal sehen, was die Spurensicherung dazu sagt.»

Sie stampft auf. Spricht leise, aber mit großer Intensität:

«Na ja, wenn Sie so weitermachen und ich dann irgendwann mit Ihnen fertig bin, wird die Spurensicherung wahrscheinlich sagen: Notwehr! Oder besser noch: höhere Gewalt!»

Ich beschließe, um dem Ganzen ein Ende zu machen,

dass wir einen passenden Anzug gefunden haben. Beim Zahlen lädt Ari die Frau zum Konzert ein und überreicht ihr seine Karte. «Falls Ihnen noch irgendetwas einfallen sollte, rufen Sie mich einfach an. Jederzeit.»

Diese Episode ist mittlerweile mehr als drei Jahre her. Sie ist tatsächlich mit ihm zum Konzert gegangen und Ari ein halbes Jahr später nach Berlin

gezogen.

Heute sehe ich die beiden zum ersten Mal wieder. Ich bin wohl nicht der Einzige, der gerührt ist, als nun der Standesbeamte die Verkäuferin mit Blick auf Ari fragt:

«Haben Sie diesen Mann schon einmal irgendwo gesehen?»

«Kann ich ihn mir noch mal genauer anschauen?»

«Nein. Wollen Sie ihn zu

Ihrem gesetzlich angetrauten Mann nehmen?»

Stille, bis Ari flüstert: «Du hast das Recht, die Aussage zu verweigern, wenn du dich damit selbst belastest.»

Da willigt sie ein. Für beide lebenslänglich. Wenngleich die entsprechende Formel auf beider Wunsch hin bei der Zeremonie nicht gesprochen wurde.

Auch Krimis können

schnulzig enden. Oder um es mit den Worten des kichernden Brautvaters vor dem Standesamt zu sagen:

«Ari, ich hol dann schon mal den Wagen.»

Rosen für die Rottweiler

Mein Bielefelder Onkel erzählte mir kürzlich von einem juristisch interessanten Fall drei Dörfer weiter von seinem.

Dort war einem kleinen Landwirt wohl recht übel von der örtlichen Sparkasse mitgespielt worden. Durch

irgendwelche fragwürdigen Kreditrahmenbedingungen und plötzliche Kündigungen drohte er mehr oder weniger Haus und Hof an ebendiese Sparkasse zu verlieren.

Wutentbrannt kündigte er daraufhin dem Sparkassendirektor Rache an. Er wolle auch ihm das Liebste nehmen, nämlich seine Rosenbeete. Tatsächlich war der Sparkassendirektor ein

leidenschaftlicher Züchter
außergewöhnlicher Rosen und
anderer höchst seltener,
wertvoller Gewächse, die ihm
augenscheinlich das Kostbarste
auf der Welt waren. Der
geschädigte Teilzeitbauer
kündigte somit lautstark an,
diese in Kürze mit einem
Spaten sehr radikal und
äußerst endgültig zu ernten.
«Bis hinter die Knollen», wie er
ausgerufen haben soll, obwohl

es sich bei der Mehrzahl der Pflanzen eigentlich um Wurzelgewächse handelte.

Daraufhin schaffte sich der Direktor zum Schutze seiner Beete zwei scharfe, sehr beeindruckende Rottweiler an.

Dem wütenden Landwirt jagten die jedoch anscheinend nicht den erhofften Respekt ein. Denn nur wenige Abende später stürmte er zügig in Richtung der Beete. Gekleidet

in vermeintlich bissfestes Leder und bewaffnet mit einem rustikalen, geschliffenen Spaten. Als dem nicht minder cholerischen Direktor klarwurde, dass hier keine Polizei niemals mehr rechtzeitig eintreffen würde, ließ er also die Hunde auf den Angreifer los.

Der jedoch griff, kurz bevor die Hunde ihn erreichten, in seine Taschen, holte zwei

Handvoll stark duftende Würste heraus und warf diese mit Schwung in die Rosen- und Pflanzenbeete. Kein Spaten dieser Welt hätte die Beete gründlicher umgraben können als die beiden wurstbesessenen Rottweiler.

In der Folge stritten die Juristen darüber, ob es eigentlich verboten sei, frische, wohlriechende Würstchen in Rosenbeete zu werfen.

Wahrscheinlich nicht.

Zum Politikum wurde das Ganze allerdings, als der streng pazifistische Pfarrer des Ortes diesen Fall in seiner Predigt aufgriff und die Rottweiler mit Antiterrorgesetzen oder sogar modernen Waffensystemen verglich, die sich doch letzten Endes nur gegen die eigenen Rosenbeete und Werte richten und diese zerstören würden. Das wiederum veranlasste den

eher konservativen örtlichen Hundesportverein dazu, eine Verleumdungsklage gegen den Pfarrer anzustrengen, da es die Würde des Tieres, also eines Rottweilers, verletze, mit einem Antiterrorgesetz verglichen zu werden.

Diese Klage wurde schließlich, nach einigem Hin und Her sowie kleineren Randscharmützeln, abgewiesen. Der Begründung

war im Groben zu entnehmen,
man dürfe Hunde, speziell
Rottweiler, im Prinzip mit allem
vergleichen, außer mit
Menschen. Sogar beschimpfen
darf man sie praktisch
ungestraft. Das wiederum
veranlasste die vielen
mittlerweile streitenden
Bewohner des Ortes dazu, sich
nicht mehr gegenseitig,
sondern nur noch die Tiere des
jeweils anderen zu beleidigen,

um so Zivilrechtsklagen aus dem Weg zu gehen.

Mein Onkel meinte, es klänge verrückt. Aber das Beschimpfen der Tiere der anderen entpuppte sich als Glücksfall für den Seelenfrieden des kleinen Dorfes. Nach einiger Zeit war das meiste gesagt und fast alle Streitereien irgendwie beigelegt oder zumindest zur Ruhe gekommen. Selbst für

den Landwirt und seinen Hof fand der Sparkassendirektor am Ende wundersamerweise doch noch eine einigermaßen erträgliche Lösung.

Ob sich aus der ganzen Sache jetzt allerdings was lernen lässt, das kann nicht einmal mein Onkel sagen. Auf alle Fälle ist nun wohl jeder im Dorf der Meinung, im Recht gewesen zu sein, und damit auch zufrieden. Die Tiere hingegen seien klug

genug, nicht allzu viel auf das
Gekläffe der Menschen zu
geben.

Ein Hubschrauber wird kommen

Es klingelt an der Tür. Ich
öffne. Ein Mann steht vor mir.
Zerschlissene Schuhe.
Zerschlissene Jeans.
Zerschlissenes Lächeln. Aber
immerhin: Seitenscheitel. Auf
seinem vergleichsweise
gepflegten,
dunkelrotzfarbenen, hautengen

Sweatshirt steht: «I love Zossen». Aber «love» eben nicht ausgeschrieben, sondern stattdessen nur so ein Herz als Symbol. Kennt man ja. Und «I» ist auch kein Buchstabe, sondern ein Hühnerei. Und Zossen steht gleichfalls nicht als Wort ... Also tatsächlich sind da nur ein Ei, ein Herz und ein alter Gaul auf seinem Sweatshirt.

Und genau genommen trägt

der Mann, wie ich jetzt langsam
mit sanftem Erschrecken
erkenne, auch kein Sweatshirt
unter seiner Jeansjacke,
sondern eben gar nichts.

Leider. Er hat sich also
offensichtlich «I love Zossen»
auf die Brust tätowieren lassen.
In Piktogrammen. Die
Menschen sind verschieden.

Wie dem auch sei.

Tätowierungen sind natürlich
Geschmacksache. Aber eine

alte Berliner Weisheit sagt:
Klingelt jemand, der sich «I
love Zossen» als Bilderrätsel
auf die nackte Brust tätowiert
hat, an deiner Tür, dann stelle
lieber keine Fragen, vor deren
Antwort du dich fürchtest.
Doch bevor ich überhaupt
Fragen stellen kann, antwortet
er schon:

«Guten Tag, ich bin Batman.
Ich brauche Ihre Hilfe.»

«Sie sind Batman?»

«Ja, wer sonst?»

Gute Frage, der Punkt geht an ihn. Aber ich habe auch noch ein Ass im Ärmel.

«Und Batman spricht Deutsch?»

«Diese Frage können Sie sich selbst beantworten.»

«Was?»

«Wer bin ich?»

«Äh ... Batman?»

«Welche Sprache sprechen wir?»

«Deutsch?»

«Damit haben Sie alle Informationen, um Ihre ursprüngliche Frage zu beantworten.»

«Ach.»

«Sind Sie zufrieden mit dieser Auskunft?»

«Na ja schon, irgendwie.»

«Dann wäre es schön, wenn Sie unsere Organisation mit einem kleinen Beitrag unterstützen würden.»

«Welche Organisation?»

«Batman braucht Ihre Hilfe.»

«Echt? Wobei denn?»

«Internationale Flugrettung.»

«Was?»

«Ein Hubschrauber wird
kommen.»

«Wann?»

«Wenn Sie tot sind oder
schwer verletzt.»

«Dann kommt ein
Hubschrauber?»

«Dann wird ein

Hubschrauber kommen und Sie nach Hause bringen.»

«Sicher?»

«Wenn Sie Mitglied der internationalen Flugrettung sind und Ihr gelbes Pappkärtchen dabeihaben.»

«Ich bekomme ein gelbes Pappkärtchen?»

«Einen internationalen Flugretterausweis. Wenn Sie ihn dabeihaben, kommt der Hubschrauber.»

«Was kostet das?»

«Gar nichts. Batman interessiert sich nicht für Geld.»

«Das ist ja super. Alles umsonst?»

«Wenn Sie Mitglied sind. Die Mitgliedschaft kostet zweiundsiebzig Euro pro Jahr. Aber wenn man bezahlt hat, ist alles umsonst.»

Zweiundsiebzig Euro! Gut, einerseits nicht billig, aber

andererseits kommt dann der Hubschrauber, wenn ich tot bin. Denke, dafür kann man es nicht selber machen, und unterschreibe.

Im Gehen dreht sich Batman noch mal um.

«Wissen Sie eigentlich, dass Sie ein Tattoo von Jogi Löw auf der Stirn tragen?»

«Ja, aber das ist nur ein Paint-Tattoo.»

«Oh, Paint-Tattoo. Welche

Technik?»

«Äh, Zeitungsdruck, im Still-Dösen-Verfahren.»

«Das klingt aufwendig.»

«Allerdings. Dafür braucht es viel Zeit und Schweiß.»

Batman nickt. Nicht mit seinem eigenen, sondern mit dem Pferdekopf seines Brusttattoos. Indem er seine Muskeln dort irgendwie geschickt anspannt und wieder lockert. So dass das

Pferdekopftattoo eben nickt,
wenn nicht sogar lacht.

Bemerkenswert. Dann spricht
er wieder, mit dem eigenen
Kopf.

«Für so ein Paint-Tattoo auf
der Stirn braucht es viel Mut.
Das würde ich mich niemals
trauen. Respekt.»

Der Pferdekopf zwinkert mir
noch mal anerkennend zu.
Dann rutscht Batman auf dem
Treppengeländer davon. Den

hatte ich mir auch immer ganz anders vorgestellt.

Inception

«Also seit einiger Zeit habe ich diesen Traum. Da befinde ich mich in einer Welt rund zwanzig Jahre in der Zukunft, und Forscher entdecken gerade den Weg zum ewigen Leben. Sie haben nämlich eine Möglichkeit gefunden, ein komplettes menschliches Bewusstsein zu digitalisieren.

Also das gesamte Gehirn und Gedächtnis, alle Erfahrungen, Empfindungen und Überlegungen, mitsamt dem wuchernden Unterbewusstsein auf einer Festplatte zu speichern. Und nun wollen sie ein vollständiges menschliches Bewusstsein in einen hochentwickelten künstlichen Körper überspielen, wodurch dieser Mensch, da die Hülle nicht altert, praktisch ewig

leben könnte. Ausgerechnet ich bin in meinem Traum der erste Kandidat für so ein ewiges Leben. Ausgewählt aus acht Milliarden. Eine große Ehre. Dachte ich. Doch dann teilt mir der Arzt mit, das Problem der Wissenschaftler wäre bislang die Speicherkapazität gewesen. Es hätte ihnen einfach nicht gelingen wollen, einen Speicher zu entwickeln, der ein komplettes menschliches

Bewusstsein als eine einzige
Programmdatei speichern kann.
Bis sie mich gefunden haben.
Mein Bewusstsein wäre das
weltweit erste, das auf eine
handelsübliche externe
Festplatte passt ...»

Das große hyperintelligente
Schaf, das mir mit einem Block
und übergeschlagenen Beinen
gegenübersitzt, wiegt
bedächtig den dreieckigen
Kopf: «Määäh. Und dieser

Traum ärgert Sie? Määhh.»

Ich schüttele den Kopf.

«Ach wissen Sie, wer bei einem großen hyperintelligenten Schaf in psychologischer Behandlung ist, der begegnet auch solchen Träumen zunehmend mit Gelassenheit.»

Das Schaf nickt: «Määäh.»

Was das Schaf nicht weiß, ist, dass es eigentlich aus einem anderen meiner Träume

kommt. Warum ich davon
Kenntnis habe, ist unklar, aber
wohl auch irrelevant. In dem
Traum geht es darum, wie in
einem geheimen unterirdischen
Labor an einem
Megaintelligenzserum
gearbeitet wird, auch mit
Tierversuchen. Dann jedoch
kommt es zu einer gigantischen
Explosion, die das gesamte
Labor inklusive der weiteren
Umgebung wegsprengt. Alles,

was übrig bleibt, sind sieben
wie durch ein Wunder
unverletzte, hyperintelligente
Schafe. Jedes ungefähr
zwanzigmal so klug wie der
scharfsinnigste Mensch.
Seltsamerweise versuchen
diese sieben Schafe dann aber
nicht, die Weltherrschaft an
sich zu reißen, sondern werden
allesamt Psychologen. Einige
Zeit später kommt heraus, dass
die Schafe gar nicht durch die

Explosion hyperintelligent geworden sind, sondern die gesamte restliche Menschheit und Tierwelt einfach nur wahnsinnig dumm, wodurch die an sich ganz normalen Schafe jetzt eben hyperintelligent wirken. Dann kehren allerdings vier Rauhaardackel, die man wegen irgendeines Experiments mehrere Jahre in einer ferngesteuerten Sonde ins Weltall geschossen hatte,

auf die Erde zurück. Da sie der Explosion nicht ausgesetzt waren, sind sie jetzt auch gefühlt hyperintelligent, übernehmen jedoch, da Rauhaardackel nun mal anders drauf sind als Schafe, sofort die Weltherrschaft. Das gelingt ihnen, weil sie eine Möglichkeit gefunden haben, ihren eigenen Urin hektoliterweise zu synthetisieren, um damit dann einfach sämtliche Bäume und

Häuserecken dieser Welt als die ihren zu markieren. Ab da allerdings wird auch dieser Traum sehr, sehr kompliziert und ein bisschen seltsam.

Grundsätzlich finde ich es ja ohnehin verwirrend, wenn plötzlich Charaktere aus dem einen Traum Rollen in einem meiner anderen Träume übernehmen. Sich die Träume quasi überschneiden. So, als müssten sie plötzlich sparen.

Vergibt mein Unterbewusstsein
von nun an auch Minijobs?

Muss das jetzt auch mit
irgendwelchen

Unterbewusstseinen in Indien
oder China konkurrieren? Gibt
es schon so etwas wie ein
globalisiertes

Unterbewusstsein, das uns
zwingt, unsere Träume immer
billiger zu produzieren?

«Määhh.»

Das Schaf teilt mir mit, dass

die Sonne gleich aufgehe. Es
müsse nun mit seinen
Freunden von der Herde, dem
Hund und dem Hirten, zu einer
anderen Weide weiterziehen.
Im Übrigen findet das Schaf es
aus therapeutischer Sicht
schwierig, dass es ständig von
mir, seinem Patienten, träumt.

Das Wundern

«Manchmal denke ich, das sicherste Indiz dafür, dass anderswo im Universum intelligentes Leben existiert, ist, dass niemand versucht hat, mit uns Kontakt aufzunehmen.»

Calvin und Hobbes

Das Geheimnis der Fruchtfliegen

Donnerstagmorgen. Komme in die Küche. Wie immer sind die Fruchtfliegen schon wach und begrüßen mich aufgeregt. Die kleinen Racker sausen durch die Küche. Winke ihnen freundlich zu. Bewundere sie. Wie kann man nur um diese Zeit schon so voller Energie

sein? Stelle ihnen zum Frühstück das Teekraut von gestern hin. Sie umkreisen es verspielt wie junge Hunde. Nur dass sie eben viel kleiner sind und Tausende und fliegen können. Aber ansonsten von jungen Hunden praktisch nicht zu unterscheiden. Dennoch werden die einen in der Regel als niedlich, die anderen jedoch zumeist als lästig angesehen. Die Menschheit ist komisch.

Und häufig ungerecht. Winston Churchill soll ja mal gesagt haben, er möge Schweine.

Weil: «Hunde schauen zu uns auf. Katzen auf uns herab.

Schweine begegnen uns auf Augenhöhe.» Fruchtfliegen dagegen machen einfach ihr eigenes Ding.

Doch irgendwas ist heute anders. Als würden sie ein Muster, ein Bild im Flug darstellen wollen. Trete einen

Schritt zurück, dann erkenne ich es. Ja, sie fliegen praktisch ein Gesicht in der Luft. Und nicht irgendeines. Meine Fruchtfliegen fliegen das Gesicht von Jogi Löw. In meiner Küche.

Respekt.

Schaue auf die Zeitung in der Ecke. Offenkundig hat sich der Matsch einer alten Banane über dem Bild von Löw verteilt. Die Fruchtfliegen haben die ganze

Nacht darauf gegessen, und
jetzt können sie die Umrisse
des Kopfes in der Luft
nachfliegen. Bemerkenswert.
Reibe alte Banane auf weitere
Zeitungsfotos. Lasse die
Kleinen eine Weile drauf sitzen,
bis ich sie aufscheuche und
staune. Sie fliegen praktisch
jedes Bild in der Luft
detailgetreu nach. Wahnsinn.
Jahrelang hatte ich mich
gefragt, welchen Sinn

Fruchtfliegen überhaupt innerhalb der Schöpfung haben. Jetzt weiß ich es: Sie sind von Natur aus exzellente Porträtkünstler.

Dreidimensional. Also wenn man die Zeitung vorher ein wenig zerknittert. Es hat bislang einfach nur noch nie jemand ihr Talent richtig gefördert. Sigmar Gabriel, Lady Gaga, Erdogan. Kein Gesicht, das die Fruchtfliegen nicht

fliegen können. Nur Angela
Merkel kriegen sie nicht
wirklich hin. Die
Bundeskanzlerin sieht in ihrer
Darstellung eher aus wie
Scarlett Johansson.
Offenkundig sind die
Fruchtfliegen auch noch
ziemliche Charmeuse. Die
kleinen Tunichtgute. Haben's
faustdick hinter den Antennen.

Reibe nun Banane auf einen
ganzen Artikel. Warte,

scheuche die Fruchtfliegen auf und tatsächlich: Auf der Stelle fliegend, bilden sie den gesamten Artikel ab. In rund achtfacher Vergrößerung. Quasi wie ein Fruchtfliegenbeamer. Hightech in der Küche zum Nulltarif. Auch praktisch, wenn man mal die Lesebrille verlegt hat.

Renne aus dem Haus, um weitere Bananen zu besorgen. Der Gemüsehändler ist irritiert,

weil ich nach möglichst alten,
schon schwarzen frage.

Als ich in die Küche
zurückkomme, steht groß
«Hallo, Horst» über dem
Küchentisch. In Schwarz, von
Fruchtfliegen geflogen. Auf
meine Frage, ob sie in der
Zwischenzeit mit Hilfe der
Zeitung unsere Sprache
gelernt haben, fliegen sie einen
nickenden Jogi Löw.

Dann schreiben sie mir in die

Luft, dass sie eigentlich
Abgesandte einer
außerirdischen Zivilisation aus
einer Paralleldimension seien.
Und dunkelbraune bis
schwarze Bananen dienten
ihnen als Dimensionsportale,
durch die sie von einer Welt in
die andere reisen könnten. Ob
ich mich denn noch nie gefragt
hätte, wie Fruchtfliegen quasi
aus dem Nichts auftauchen und
auch wieder verschwinden

können?

Doch, das hatte ich mich schon oft gefragt. Bislang jedoch ohne Ergebnis. Diese Erklärung ist die erste wirklich nachvollziehbare wissenschaftliche Begründung für ihr plötzliches Auftauchen und Verschwinden, von der ich höre. Ein epochaler Durchbruch. Aber wenn ich damit jetzt an die Öffentlichkeit gehe, also zum Beispiel das

Fenster öffne und mein Wissen
laut hinausbrülle, werden die
Regierungen und
Geheimdienste wohl wie immer
alle Beweise für außerirdisches
Leben beziehungsweise
paralleldimensionale
Fruchtfliegen vernichten
lassen. Am Ende wird es
sicherlich so aussehen, als ob
ich nicht alle Latten am Zaun
hätte. Das kennt man ja.
Schließlich wird man mich

zwingen, alles zu leugnen.

Daher leugne ich alles Gesagte lieber schon jetzt. Noch bevor es gesagt ist. Das spart ein paar Arbeitsgänge.

Nur der Freundin erzähle ich die Wahrheit. Die lacht: «Jaja, ich weiß. Ich habe dich vorhin in der Küche schnarchen gehört. Ziemlich lange.

Übrigens hast du ein Tattoo von Jogi Löw auf der Stirn. Das kommt davon, wenn man

schwitzend mit dem Gesicht auf der Zeitung einschläft. Sieht gar nicht schlecht aus. Wenn du lachst, wird der Jogi Löw auf deiner Stirn zu Sarkozy. Oder andersrum ...»

«Ichhaaaeekeieeeeean

Kürzlich wollte ich rund fünf Minuten nach Ladenschluss noch etwas aus der Apotheke besorgen. Ich erwischte die Apothekerin gerade noch, während sie die Tür abschloss, und rief:

«Kann ich noch schnell?»

«Nein, ist zu.»

«Ich brauche aber nur

Kopfschmerz...»

«Nee, ist zu jetzte ...»

Da erinnerte ich mich an einen Rat meines Onkels. Mein Onkel hat mir zeitlebens einen Haufen Ratschläge mit auf den Weg gegeben, und ich kann guten Gewissens sagen, dass bis heute wirklich noch kein einziger davon je geholfen hat. Nie. Nicht mal annähernd. Im Gegenteil. Spektakulär beispielsweise sein Ratschlag in

meiner Jugend: «Wennde mal Streit mit anderen Jungs hast, vor der Disco oder so, nie zeigen, dass du Angst hast. Pubertierende Jungs sind wie schlechtgelaunte Hunde. Wennde denen zeigst, dass du Angst hast, fressen die dich mit Haut und Haar.»

Also teilte ich kurz darauf in einer Konfliktsituation einer Gruppe größerer, schlechtgelaunter

pubertierender Jungs mit, dass ich vor ihnen keine Angst habe. Nun hatte ich aber tatsächlich ganz furchtbare Angst, und in der Tat gibt es wohl kaum etwas Erbärmlicheres, als wenn jemand, dem man an jeder Faser des Körpers ansieht, was für eine furchtbare Angst er hat, aller bebenden Furcht zum Trotz behauptet: «Ich ... ha'e kei'e 'ngst ...» Leider sagte ich das wohl auch genau so. Also in

einem Wort:

«Ichhaaaeekeieeeeeangst»,
weshalb die anderen Jungs
mich zunächst gar nicht
verstanden. Noch mal
nachfragten. Woraufhin ich
insgesamt fünfmal, mit immer
höher werdender Stimme
«Ichhaaaeekeieeeeeangst!»
wiederholen musste. Bis sie
endlich begriffen, dass ich
keine Angst hatte. Was aber
nur dazu führte, dass mir ihr

Anführer sehr sachlich, fast freundlich erklärte, dies sei sehr schade, weil ihr ganzer Status schließlich nur darauf beruhe, dass alle Angst vor ihnen hätten. Daher wären sie nun gezwungen, die Mühen des Mich-Verprügelns auf sich zu nehmen, bis auch ich endlich verängstigt genug wäre. So würde für sie die Grundordnung wiederhergestellt. Es war quasi

eine Art verwaltendes
Verprügeln, was sie am Ende
auch mit der launigen
Bemerkung quittierten: «Mann,
Mann, Mann, zu doof zum
Angst haben. Na egal, gibt's
eben mal 'ne Tracht Nachhilfe.
Kostet nichts extra. Wir helfen
ja gerne.» Das fanden sie
offenbar erstaunlich erbaulich.
Ihr Lachen höre ich noch
heute. Übrigens auch ein weit
verbreitetes Missverständnis.

Von wegen: Lache, und die Welt lacht mit dir. Wenn ausgewiesene Drecksäcke lachen, heißt das für den Rest der Welt meist nichts Gutes. Humor in den falschen Händen gehört zu den traurigsten Dingen unserer Gegenwart. Man könnte auch sagen: Immer wenn ein Arschloch lacht, kotzt irgendwo auf der Welt ein Engel.

Aber egal. Warum ich trotz

allem immer wieder Ratschläge
meines Onkels befolge, weiß ich
wirklich nicht. Aber das mit
dem Aus-der-Geschichte-lernen
ist eh nur so ein Mythos. Wenn
da tatsächlich was dran wäre,
wären ja fünfundneunzig
Prozent der Probleme auf der
Welt gelöst oder zumindest auf
einem guten Weg. Also außer
Krankheiten und Klimawandel
vielleicht. Alles andere jedoch
haben wir im Prinzip schon mal

erlebt. Teilweise mehrfach. Nur mit weniger fortgeschrittener Technologie und mehr Hoffnung. Warum sollte denn ausgerechnet ich damit aufhören, die gleichen Fehler immer und immer wieder zu begehen? Wenn ich es täte, würde das womöglich auch nur Neid erzeugen.

Deshalb folge ich, als die Apothekerin mir also die Tür vor der Nase zuschlagen will

und ich den kleinen Hund im Inneren des Geschäftes erblicke, wieder einmal einem der Ratschläge meines Onkels:

«Wenn eine Frau ein Tier hat und du willst was von ihr, gehe immer den Weg über das Tier. Wenn ihr Tier dich mag, mag sie dich auch.»

Ich singe ihr daher mit geradezu gewinnendem Lächeln durch den immer schmaler werdenden Türspalt

ein «Oh, das ist aber ein süßer kleiner, feiner Hund, den Sie da haben!» zu. Die Schließbewegung kommt zum Stillstand. Zwei Sekunden Spannung. Dann öffnet sich mir langsam und weit das Tor zu meinen Kopfschmerztabletten und wohl auch zum Herzen der Apothekerin. Simsalabim. Sie fixiert mich.

«Ein Zwergpinscher. Viele mögen diese Rasse ja nicht.

Aber Ihnen gefällt er?»

«O ja, sehr. Und er mag mich, glaube ich, auch. So wie er sich freut.»

«Wunderbar. Ich mag ihn nämlich nicht.»

Sie drückt mir die Leine in die Hand.

«Irgendein Blödmann hat den hier heute früh einfach vorm Laden ausgesetzt und seine Papiere in den Briefkasten geworfen.»

Während sie den Hund aus der Tür schiebt, zieht sie noch einen Umschlag aus der Kitteltasche und drückt ihn mir in die Hand.

«Ich hab nachgesehen. Ist alles korrekt. Er gehört jetzt Ihnen. Viel Spaß damit.»

Dann verschließt sie die Tür und verschwindet im Ladeninneren. Bleibe erstaunt zurück. Der Hund freut sich, wartet aber geduldig, bis ich

wieder aus meiner
Überforderungsohnmacht
erwache.

Nach ungefähr sieben
Minuten öffnet sich die
Apothekentür noch mal einen
Spalt, und eine Packung
Kopfschmerztabletten fliegt mir
vor die Füße. Sieben Minuten.
So lange, hat mein Onkel immer
gesagt, braucht auch ein gutes
Pils. Ursache und Heilung. So
schließt sich der Kreis. Als ich

merke, dass ich allmählich
wieder sprechen kann, beuge
ich mich zum Hund und sage:
«Ichhaaaeekeieeeeeangst!» Er
wedelt fröhlich mit dem
Schwanz.

Bilden wir am Bedarf vorbei aus?

Im Nachbarhaus wird das Dachgeschoss ausgebaut. Leider sind die Innenhöfe der Häuser akustisch eine Einheit. Man könnte daher auch sagen, in unserem Schlafzimmer wird das Dachgeschoss des Nachbarhauses ausgebaut. Und zwar an jedem Wochentag ab

Punkt sieben Uhr. Es ließe sich quasi der Wecker danach stellen. Würde allerdings nichts nützen, da man ihn ja wegen des Baulärms nicht hört.

Um das schwere Material hochzuschaffen, wurde eine motorbetriebene Seilwinde aufgestellt. Viele denken, ein Presslufthammer wäre laut. Aber nur so lange, bis sie das erste Mal so eine Seilwinde gehört haben. Zumindest wenn

sie so wie diese wohl schon etwas älter und womöglich auch kränkelnd ist. Kennt man ja von Maschinen. Je älter, desto lauter werden sie häufig. Da sind sie den meisten Menschen nicht unähnlich. Der Korpus des Motorgehäuses erinnert ein wenig an die Oberkörper der Gewichtheber bei den Olympischen Spielen. Und genau das Geräusch, das immer aus denen herausbrüllt, wenn

sie ihre Gewichte hochwuchten,
macht auch dieses Gerät. Nur
sehr viel länger, gequälter,
lauter und durchdringender.
Jeden Morgen wuchtet die
Olympiasiegerseilwinde dreißig
Minuten lang die
Baumaterialien hoch. Vom
Gekreische her versucht sie
praktisch immer, den
Weltrekord zu brechen. Nur
ohne Jubel.

Früher hätte mich das

wahnsinnig gemacht. Heute
aber, wo ich wegen des Kindes
ohnehin um zwanzig vor sieben
aufstehe, setze ich mich
rechtzeitig mit einer Tasse
heißen Kaffee vor das Fenster
zum Hof und genieße das
Schauspiel. Irgendwer reißt
immer das Fenster auf, um die
Bauarbeiter anzusprechen. Wer
jedoch schon einmal neben
einem
Gewichtheberolympiasieger

stand und sich verständlich machen wollte, während dieser versuchte, den Weltrekord zu brechen, kann bestätigen, dass das gar nicht so leicht ist. Erst recht, wenn das Gegenüber Lärmschutzkopfhörer trägt. Das müssen sie aus Arbeitsschutzgründen.

Warum dann nicht auch Kopfhörer an die Bewohner der Häuser neben dieser Baumaterialienseilbahn verteilt

werden, weiß ich jedoch nicht.
Wahrscheinlich, weil die ja
nicht arbeiten, sondern quasi
nur privat Zeit neben der
jaulenden Winde verbringen.
Das geht den Staat natürlich
nichts an.

Es ist wohl so, dass Baulärm
zu bestimmten Zeiten mehr
oder weniger als höhere Gewalt
gilt. Bei den Berliner Kitas
dagegen sieht die Sache anders
aus, die haben aktuell vermehrt

mit Lärmschutzklagen zu kämpfen. Einigen soll auch schon stattgegeben worden sein. Aufsehen erregte der Fall einer Großpflegestelle in Friedrichshain, die daher eine laute Baustelle vor ihren Räumen einrichtete, um so den Kinderlärm zu übertönen und sich vor Klagen zu schützen.

Hier bei uns aber ist die Welt noch in Ordnung. Da wird nicht gleich geklagt, sondern nach

altem Brauch und guter Sitte
das Fenster aufgerissen und
röhrend geblökt. Das
traditionelle Berliner Morgen-
Workout. Die Bauarbeiter
winken, lächeln und tippen an
die Kopfhörer. Ein erhabenes
Schauspiel. Es ist erstaunlich,
wie sich Menschen in ihrem
Rufen irgendwann an die
dominanten Klänge anpassen,
hier an die des dröhnenden
Baugeräts. Mehr und mehr

ergibt sich ein Rhythmus
mitsamt Akkordfolge. Wie ein
sich suchendes Orchester. Ein
musikalisches Happening, fast
ein akustisches Ready-Made –
ein gewiefter Vermarkter
könnte womöglich sogar
Kulturförderung dafür
beantragen. Die Verzweiflung
der Anwohner macht das
Erlebnis für den Betrachter
noch intensiver. Einige von
ihnen holen in ihrer Not

manchmal polnische
Wörterbücher ans Fenster.
Nützt aber nichts. Wegen der
Kopfhörer und auch weil die
Truppe aus der Ukraine ist. Das
erfahre ich, als ich später
zufällig mit einem der Arbeiter
auf dem Bürgersteig ins
Gespräch komme. Er, wohl so
was wie der Vorarbeiter,
spricht ziemlich gut Deutsch
und erklärt mir lachend weiter:
«Diese Motorseilwinde haben

wir schon sehr lange. Der Lärm hat uns eigentlich nie was ausgemacht. Die Lärmschutzkopfhörer tragen wir erst, seit sich ständig Anwohner laut schreiend beschweren. Aber leider dringt ja trotzdem immer ein bisschen was durch. Deshalb versuchen wir meistens die Neuen, die noch fast kein Deutsch verstehen, neben die Seilwinde zu stellen.»

Denke: Gar nicht blöd. Wie wertvoll es sein kann, wenn man, warum auch immer, die Fähigkeit hat, Kritik, egal wie laut sie auch vorgetragen wird, gar nicht wahrzunehmen. Damit kann man Dachgeschosse bauen oder Handelsverträge schließen, oder man wird direkt EU-Kommissar für Fischereifragen. Lernen aber kann man das leider auf keiner Universität. Bilden wir

womöglich am Bedarf vorbei
aus?

Syndikat

«Auf der Herrentoilette des Syndikats, einer Kneipe in Neukölln, steht ein Mann über eines der Pissoirs gebeugt und schläft. Sich mit der Stirn an der Wand abstützend. Mit noch offener Hose sowie im Schoßbereich ruhenden Händen ist er offenkundig über diesem Pissoir weggepooft.

Und das ...», ich blicke zu den drei an meinen Lippen hängenden Zuhörern, «das, liebe Kinder, war also der Moment, wo ich euren Vater zum ersten Mal gesehen habe.»

Gisbert kommt rein.

«Ach Horst, hier bist du, bei den Kindern.»

«Ja, ich habe ihnen gerade erzählt, wie wir uns kennengelernt haben.»

«Echt? Daran kann ich mich

gar nicht mehr erinnern.»

«Du hast damals ja auch geschlafen.»

«Ach so.»

Als die Kinder im Bett sind, erklärt mir Gisbert, weshalb er mich zu sich in die Wohnung bestellt hat.

«Horst, es geht um Folgendes. Wie du weißt, war ich in unserer wilden Zeit ziemlich wild.»

«Hast du das so empfunden?»

«Natürlich, du etwa nicht?»

«Na ja, meistens bist du eher früh eingeschlafen. Aber dabei hast du häufig eine erstaunliche Geschicklichkeit und Balance bewiesen.»

«Ja, das ist tatsächlich bis heute so. Du glaubst nicht, in was für Situationen ich schon alles eingeschlafen bin.»

«Doch, das glaube ich sofort.»

«Stimmt, du kennst das ja.

Also, wie es aussieht könnte ich nächstes Jahr wirklich Richter werden. Am Amtsgericht. Aber jetzt ist ein Foto aufgetaucht. Im Netz. Ein altes Foto.»

«Ist es schlimm?»

«Ziemlich. Obwohl auch artistisch. Erinnerst du dich an unsere Kulturreise nach Florenz?»

«Ja, wir waren zu zwölft oder so. Ein total lustiger Haufen.»

«Stimmt eigentlich. Es war

extrem heiß. Irgendwer führte einen schlüssigen dialektischen Beweis, dass der Wein der Toskana auch wesentlicher Bestandteil der Kultur sei. Woraufhin wir viel zu früh viel zu viel Kultur in uns reinschütteten. Manchmal auch vergleichsweise niedere, gepanschte Kultur, und das praktisch jeden Tag.»

«Das klingt glaubwürdig, denn ich erinnere mich an gar

nichts mehr.»

«So wie ich. Aber nun ist in Florenz ja auch der David von Michelangelo. Ich meine aber nicht das Original, auch nicht die erste Kopie auf der Piazza della Signoria, sondern die zweite Kopie, die da ganz oben auf diesem Platz, auf dieser Aussichtsplattform, steht. Wo nachts praktisch keiner mehr ist und die auch nicht richtig bewacht wurde damals.»

«Ja und?»

«Der ist ja nu nackig. Und es war Nacht. Und wir waren vom Tag ja schon randvoll mit Kultur. Auch ich. Auf alle Fälle gab es da wohl diese Wette, weil ich ja so geschickt bin. Deshalb bin ich da hochgeklettert und hab vermutlich so an seinem primären Dings ... Na ja, kannst du dir ja denken.»

«Ich erinnere mich offen

gestanden immer noch null.
Und denken will ich mir dazu,
ehrlich gesagt, erst recht
nichts.»

«Musst du auch nicht. Es ist
ja jetzt das Foto aufgetaucht, im
Netz.»

«Und das ist nicht gut für
deine Karriere als Richter?»

«Das *wäre* nicht gut. Noch ist
nichts passiert. Aber jemand,
ich weiß nicht, wer, könnte es
womöglich gegen mich

verwenden. Warum auch immer. Und dann stünde ich, wie man so schön sagt, mit dem nackten Arsch im Kalten. Fast im wahrsten Sinne des Wortes.»

«Okay. Und was habe ich damit zu tun?»

«Das ist wie eine tickende Zeitbombe. Ich kann gar nichts dagegen machen. Die einzige Möglichkeit wäre, eindeutig nachzuweisen, dass das auf dem

Foto gar nicht ich bin.»

«Guter Plan. Hat nur einen Haken: Du bist es ja wohl, oder?»

«Wahrscheinlich ja. Deshalb hilft mir nur, wenn jemand anderes felsenfest behauptet, er sei es.»

Gisbert schaut mich erwartungsfroh an. Da wir wirklich langjährige gute Freunde sind, bemühe ich mich, so respektvoll wie mir

möglich zu antworten.

«Ich glaub, es hackt! Vergiss es! Eher wechselt Lionel Messi zu den Eisbären Berlin.»

«Die Eisbären sind doch eine Eishockey-Mannschaft.»

«Eben.»

«Horst, bitte. Du bist der Einzige, der mir in dem Alter glaubwürdig ähnlich gesehen hat.»

«Quatsch. Du warst doch viel dicker.»

«Offen gestanden nein. Es hat sich nie jemand getraut, dir das zu sagen, aber: Du bist auch dick. Warst es damals schon.»

«Nein.»

«Doch.»

«Nein. Was ist mit meinem Ruf?»

«Ach, bei deinem Beruf wäre das doch egal. Im Gegenteil, das wäre doch vielleicht sogar ganz lustig. So eine Anekdote

aus der Studienzeit. Könntest du in den Talkshows ...»

«Das ist nicht lustig, dem David an seinen primären ... Das ist langweilig, widerlich und verklemmt. Ich würde so was nie tun.»

«Bitte, es ist ja gar nicht nur wegen dieser blöden Richterstelle. Es ist auch wegen der Kinder. Ich möchte einfach nicht, dass sie so einen irritierenden Eindruck von

ihrem Vater bekommen. Diese alten Geschichten würde ich gerne komplett von ihnen fernhalten.»

«Die alten Geschichten ...»

Ich zögere einen Moment, komme aber zu dem Schluss, dass ich ihn jetzt nicht noch mehr belasten sollte. Antworte ihm also, was er hören will: «Ja genau. Da bin ich ganz deiner Meinung. Diese alten Geschichten sollte man wirklich

komplett von ihnen
fernhalten.»

«Du sollst es ja auch nicht
umsonst tun.»

«Gisbert, bitte, du willst
Richter werden. Keine
Bestechung jetzt.»

«Ach was. Es ist etwas viel
Besseres. Weißt du noch den
Satz, den ich damals im
Syndikat an die Toilettenwand
geschrieben habe? Auf den du
immer so neidisch warst, weil

du ihn gerne an die Wand geschrieben hättest?»

«Hm. Wenn du mich jetzt so direkt fragst: nein.»

«Der Satz lautete: Wer die ganze Nacht schläft, darf sich nicht wundern, wenn er dann tagsüber arbeitet.»

Nun erinnerte ich mich. Auch wenn die Wand längst mehrfach gestrichen, die Zeit im Syndikat verflossene Geschichte ist und ich den Satz an sich

vollkommen vergessen hatte.
Mir das Gefühl, ihn seinerzeit
an dieses geweißte Holz
gekritzelt zu haben, als
Erinnerung quasi zu schenken
war schon eine ganz große
Geste. Deren Bedeutung
sicherlich nur sehr, sehr
wenige werden nachvollziehen
können. Aber für jeden
Einzelnen dieser sehr, sehr
wenigen sei es dann doch
einmal angemerkt. Das Internet

vergisst vielleicht nie. Doch wirklich ewiger Ruhm findet sich eben nur im Vergänglichen. Gerade wenn es lang schon verschwunden und von allen vergessen ist. Wenn sich dann doch jemand daran erinnert: Das macht Größe aus.

Gisbert schüttelt mich plötzlich durch.

«Sag mal, Horst, bist du etwa gerade eingeschlafen?»

«Ja, kann sein.»

«Mitten in unserem
Gespräch?»

«Schon. Du findest das jetzt
wahrscheinlich unhöflich,
oder?»

«Geht so.»

«Du wirst nicht glauben, was
ich geträumt habe.»

«Ich will's gar nicht wissen.
Also, wenn du dich dazu bereit
erklärst, dich in dem Moment,
wo es ernsthaft ein Thema wird,
zu dem Foto zu bekennen,

gehört der Satz von der Wand
im Syndikat dir.»

Ich willige ein. Während
Gisbert mit dem süßen kleinen
Zwergpinscher, den ich ihm
kürzlich für die Kinder
geschenkt habe, runtergeht,
schaue ich noch mal nach, ob
die Jungs schon schlafen. Tun
sie nicht.

«Erinnert ihr euch noch an
die Geschichten von der
Florenzreise mit eurem Vater,

die ich euch beim letzten Babysitten erzählt habe?»

Die drei schauen schuldbewusst zu Boden. Schließlich nuschelt der Älteste:

«Wir fanden das so lustig. Und als wir im Netz das Bild von dem fast nackten Mann auf dem David gefunden haben, der Papa von hinten so ähnlich sah, haben wir ihm das Bild von einem anonymen GMX-Account

aus zugeschickt, mit dem
Betreff: *Remember Florence*.

Als Papa direkt danach so
komisch wurde, haben wir
schon gemerkt, dass der
Scherz wohl nur so mittel war.»

«Ihr Angeber. Löscht den
Account. Vergesst das Foto und
redet nie wieder davon. Dann
gibt es vermutlich keinen
Ärger.»

Als Gisbert zurückkommt,
wirkt er fröhlich wie lange nicht

mehr.

«Dieser Hund. Wie bist du nur auf die Idee gekommen, uns einen Zwergpinscher zu schenken?»

«Ach Gott. Ich habe sehr, sehr lange und gründlich darüber nachgedacht, was ein tolles Geschenk für euch und die Jungs sein könnte, und dann ... Letztlich war auch ein bisschen Zufall dabei.»

Bevor ich gehe, drückt mir

Gisbert noch einen Umschlag in die Hand. Ich will abwehren, doch er beruhigt mich.

«Das ist kein Geld. Das war nur meine Rückversicherung, falls du auf das Angebot mit dem Satz nicht angesprungen wärst.»

Noch im Treppenhaus öffne ich ihn und ziehe ein Foto heraus, auf dem ich im Syndikat mit der Stirn an die Wand gestützt über ein Pissoir

gebeugt tief und fest schlafe.
Keine Frage, das bin definitiv
ich, und ein klein wenig dick
war ich damals auch. Gott sei
Dank, sonst wäre das Foto nicht
jugendfrei. Schon erstaunlich,
wie das Gedächtnis unsere
Erinnerungen häufig so
hinbiegt, wie sie für unser
weiteres Seelenheil am
angenehmsten zu archivieren
sind.

Ich bin die Zuckerpuppe von der Bauchtanzgruppe

In der Eisenacher Straße. Ein Mann steht offensichtlich gedankenversunken auf dem Bürgersteig. Vermutlich hat er die Orientierung verloren. Beschließe, ihm zu helfen, indem ich ihn mit einer wichtigen, typisch

berlinerischen Information
versorge. Eine, die zu wissen
niemals schaden kann. Sage:

«Hier jibt et nüscht zu
kiekn.»

Er erschrickt.

«Oh, ich gucke auch gar
nicht. Ich war nur in
Gedanken.»

«Natürlich. Und dit is ooch
purer Zufall, dass Sie dit
ausgerechnet vor diesem Haus
sind.»

«Ja, tatsächlich.»

«Aber sicher. Weil Sie ja ooch überhaupt jar nich wissen, wat hier passiert ist.»

«Nein, ich stehe wirklich nur ganz zufällig hier.»

«Aber selbstverständlich. Looogisch. Und ick bin denn ja wohl die Zuckerpuppe vonne Bauchtanzgruppe.»

«Sie sind in einer Bauchtanzgruppe?»

«Quasi. Die andern machen

Tanz. Ick bin der Bauch.»

«Was ist denn hier passiert?»

«Wat'n, wat'n, wat'n? Fragt
dit womöglich nu ausjerechnet
der Mann, der sich doch
eijentlich jar nich für dit Haus
interessiert?»

«Nein, es ist nur, weil Sie
hier so ...»

«Ick sage nüscht. Jaaar
nüscht!»

«Was?»

«Nüschte. Ick bin so leise wie

ein Elternabend bei der Wahl der Elternvertreter.

Verstehense?»

«Ich bin mir nicht sicher.»

«Ick will damit sagen, dass ick nüscht sage. Völlige Stille meinerseits. Verglichen mit mir ist ein Bibliothekslesesaal ein Heavy-Metal-Konzert.»

«Das ist ein Missverständnis. Ich weiß ja nicht mal, was die Frage sein könnte, die Sie mir dann nicht beantworten.»

«Ach Fragen, wat? Guck ma
eener kiek, nu sieht man
plötzlich, wie die Nase läuft.
Sindse vonne Presse?»

«Nein, und ich will auch gar
nichts fragen.»

«Keen Problem. Sie können
ruhig fragen. Aber sagen tut uff
Fragen, die Sie fragen, eben
keiner wat. Könnse hier alle
fragen. Wie Se lustig sind. Aber
sagen uff Ihre Fragen tut
keiner wagen. Schlagense

sich's aus'm Kopf oder Magen,
weil sagen tun uff Fragen ooch
die Blagen nüscht.»

«Wer?»

«Keiner! Verstehnse? Ick
kann's Ihnen ooch noch mal
buchstabieren: N-I-E-M-A-N-D,
keiner!»

«Ist ja schon gut.»

«Höchstens könnten wa
sagen, dat wa nüscht sagen,
wennse fragen, könnten wa
eventuell sagen. Aber dat

wissense jetzt nich von mir ...»

«Verstehe. Aber jetzt
vielleicht nur mal für den Fall.
Also, damit ich mich nicht
versehentlich verplappere. Was
genau weiß ich denn jetzt nicht
von Ihnen?»

«Wat?»

«Na, was genau haben Sie
mir denn jetzt nicht gesagt?
Also nur, damit ich auch weiß,
was ich nicht weiß, falls mal
einer fragt, was ich weiß ...»

«Ach kiekema hier! Er nu
wieder. Kommt mir jetzt mit
clever um die Ecke. Will mich
hier in den Pudding tricksen,
wa? Meint, er könnte mir den
Kaffee verdünnen, wa? Glaubt,
ick nehm drei Stück vegane
Wurst in den Tee, wa? Hält
mich für einen, der seine
Unterhose falsch rum trägt.
Dem du 'ne Innenstadtwohnung
in Spandau verkoofen kannst.
Pass ma uff, hier is' gleich

Fahrscheinkontrolle. Und zwar so lange, biste denkst, die U-Bahn hält in Lankwitz. Hehe!»

«Was reden Sie denn da?»

«Wie man in den Wald hineinruft, ist doch dem Wald egal. Der steht schwarz und schweiget. Denn wat juckt et den Bären, wenn die Flöhe pupsen. Noch so 'n Spruch, und dein Brett vorm Kopf hat Holzauktion. Im Grunewald.»

«Was? Aber ich hab doch gar

nichts gemacht.»

«Na, dit sind die Richtigen.
Die, die nämlich janüsch
jemacht haben. Vermieten dir
'ne Dachterrasse zur
Souterrainwohnung. Aber denn
wollense nüsch jemacht haben,
die Herrschaften.»

«Was ist denn eine
Dachterrasse zur
Souterrainwohnung?»

«Der Bürgersteig, Sie
Kanaille!»

«Hören Sie, ich steh wirklich nur ganz zufällig hier. Ich wollte weder für Geld noch gute Worte, noch irgendwie sonst ...»

«Wat?»

«Ach, ist auch egal.»

«Neeneeneeneeneenee. Wat war dit jetzt mit Geld? Wolltense mir etwa jerade bestechen?»

«Was? Nein! Natürlich nicht.»

«Na, na, na, na, na. Jetzt steht die Kuh aber uff dünnem Eis. In Badesachen. Bei Bestechung hört hier der Spaß uff.»

«Bitte? Ich wollte Sie ganz sicher nicht bestechen.»

«Dit will ick Ihnen ooch geraten haben. Hätte sowieso nüscht jebracht. Ick bin nämlich komplett unbestechlich.»

«Ja?»

«Ja. So unbestechlich wie 'ne

Jewitterwolke über einer
Picknickwiese.»

«Sagt man das so?»

«Ick sag nüscht. Nich für
Gold, Juwelen, Schmuck, teure
Autos, Reisen oder jute Worte.
Nüscht.»

«Schon gut. Ich hab's
verstanden.»

«Höchstens ...»

«Ja?»

«Na ja, ehrlich gesagt, eine
Sache gäbe es da schon, für die

ick mir eventuell vorstellen könnte, mein Schweigen zu brechen.»

«Nämlich?»

«Na ja, dit klingt jetzt ein bisschen komisch, aber nur weilse mir sympathisch sind und es ohnehin schon anjesprochen haben.»

«Ja?»

«Geld.»

«Geld?»

«Ja, aber natürlich nich als

Bestechung, weil ick bin ja
unbestechlich. Es wäre mehr so
eine Art

Aufwandsentschädigung für
Auskunftsdienste. Denn Sie
haben ja Auskunft von mir
bekommen.»

«Das stimmt allerdings. Sehr
viel sogar.»

«Und dit ginge ja auch
komplett legal, mit einer
Berliner Überweisung.»

«Was ist denn eine Berliner

Überweisung?»

«Na, Sie verlieren hier auf dem Bürgersteig unbemerkt, sagen wir mal, zehn Euro. Und ick laufe kurz hinter Ihnen und finde die ganz zufällig. Ihr Verlust hat mit meinem Finden quasi nüscht zu tun. Keiner weiß vom anderen von nüscht, und weil man nüscht weiß, kann man sich natürlich ooch nie nich an nüscht erinnern. Aber wenn ick die zehn Euro finde,

dann rufe ich automatisch und
unabsichtlich: Oh, zehn Euro,
und das genau vor dem Haus, wo
... und dann sage ich dir, was da
passiert ist, und Sie erfahren et
was ganz zufällig. Ohne eigenet
Zutun. Einfach nur so, weil Sie
gerade in der Nähe stehen.
Aber grundsätzlich sind wir uns
natürlich nie begegnet. Und
Geld ist zwischen uns schon mal
gar nicht geflossen. Nur
irgendwer hat irgendwas

verloren und irjendein anderer
hat wat jefunden. Völlig
unabhängig. Dit eine hat mit
dem anderen nüscht zu tun.
Eine Berliner Überweisung
eben. Gilt übrigens als sehr viel
sicherer als dit mTan-Verfahren
mit dem Handy. Da hört man ja
viel Beunruhigendes.»

«Und das ist legal?»

«Die halbe Weltwirtschaft
funktioniert so.»

«Finden Sie das richtig?»

«Na ja, immer noch besser, als wenn die Leute korrupt wären.»

Und so waren wir beide doch zufrieden. Also bis zu dem Moment, wo ich zufällig die zehn Euro fand und ausrief: «Oh, zehn Euro! Ausgerechnet vor dem Haus, wo ick ooch schon gestern zufällig zehn Euro jefunden habe.»

Mit diesem Geheimnis war der Passant dann doch

irgendwie unzufrieden. Aber hier gilt natürlich der Satz, der für alle Berliner Überweisungen, aber auch beispielsweise für gefälschte Dissertationen gilt: Wer einen Betrüger beauftragt, einen Betrug durchzuführen, muss damit rechnen, selbst betrogen zu werden.

Burka-Party

Sitze unter einem dunkelblauen
Bettlaken im Badezimmer
meines Freundes Günter. Mit
mir im Raum sind noch sechs
weitere Männer, jeder
blickdicht eingehüllt in
schwarzer oder brauner
Bettwäsche. Diese Laken und
Bezüge sollen eigentlich
Burkas sein. Party-Burkas,

denn Günter hatte die grandiose Idee, eine Burka-Party zu veranstalten. Jeder muss mit verstellter Stimme reden, damit man ihn unter der Komplettverschleierung nicht erkennt. Rund jede halbe Stunde aber werden alle Bettlaken noch mal in eine große Trommel gesteckt, ordentlich durchgemischt und unter den Partygästen verteilt. Sodass irgendwann wirklich

niemand mehr weiß, wer jetzt unter welcher Burka steckt. Dadurch, so Günter, ergebe sich eine Atmosphäre der Anonymität bei größter Intimität. Dies ermögliche es jedem, auch mal sehr persönliche, geheime Dinge mit anderen zu teilen.

Es sitzen nun also sieben Männer jenseits der vierzig unter Burkas in Günters riesigem Badezimmer. Dass

seine an sich kleine Wohnung ein so gewaltiges Bad hat, liegt daran, dass sie eigentlich Teil einer sehr viel größeren Wohnung ist. Die wurde luxussaniert und natürlich mit einem zweiten Bad ausgestattet. Allerdings geriet das Käuferpaar dann in finanzielle Schwierigkeiten, die wohl auch zur Trennung führten. Also nutzte die in der Wohnung verbliebene Frau den

zweiten Eingang, trennte ein kleines Zimmer und das zweite Bad mittels einer dünnen Wand ab und vermietete dies als Einzimmerapartment an Günter. Der Schnitt der Wohnung ließ es nicht zu, Günter das angemessene kleine Bad zuzuteilen, sondern nur das riesige repräsentative Luxusbad. Also bewohnt Günter nun eine wahrlich skurrile Wohnung, die aus einem

mickrigen, gerade mal acht Quadratmeter umfassenden Zimmerchen und einem gigantischen, knapp vierzig Quadratmeter großen Badezimmerpalast besteht. Dort hat er auch seine Küche. Verfügt also über den ungewöhnlichen Luxus eines Badezimmers mit Herd, Kühlschrank und Spülmaschine. Zudem gibt es noch eine Kunstledersitzecke,

die harmonisch in die opulente Badewanne übergeht, in der wir jetzt zum Teil sitzen. Das ist gewöhnungsbedürftig. Auch darüber hinaus hat so ein Wohnzimmerbad viele Besonderheiten, die man zunächst gar nicht vermuten würde. Beispielsweise die Toilettengänge betreffend. Anderswo wird jemand, der aufs Klo muss, für gewöhnlich aus der Runde verschwinden,

um das Badezimmer aufzusuchen. Hier jedoch ist er gezwungen, alle anderen zu bitten, doch mal kurz den Raum zu verlassen. Das sorgt für Unruhe. Normalerweise. Denn jetzt mit den Burkas ist das natürlich kein Ding, die decken ja problemlos alles, selbst die Schüssel, mit ab. Fast wie ein Toilettenzelt, das man praktisch immer bei sich trägt. Wodurch man, ohne das Gespräch zu

verlassen, unbemerkt erledigen kann, was zu erledigen ist. Das meint Günter wohl auch mit Anonymität und Intimität zugleich.

In erster Linie geht es aber natürlich um die Geheimnisse, die wir uns hier im Schutze der Burkas anzuvertrauen wagen. So erzählt einer, wie er kürzlich, als er die Tiraden des aggressiven Selbstmitleids vorgeblich besorgter Bürger im

Autoradio nicht mehr ausgehalten habe, mit quietschenden Reifen auf einen Baumarktparkplatz gefahren sei und dort quasi im Affekt einen Vorschlaghammer gekauft habe. In der Schlange an der Kasse aber sei seine Wut genauso plötzlich, wie sie über ihn gekommen war, auch wieder verflogen. Er habe dann noch eine Packung Gummibärchen gekauft. Als

Erinnerung und Mahnung
jedoch ließ er sich, da kein
Tattoo-Studio in der Nähe war,
beim benachbarten
Schlüsseldienst den Schriftzug
«Das Ende der
Nachdenklichkeit» in den
Hammer gravieren. Seitdem
stehe das Werkzeug als
Versprechen, Drohung und
Trost zugleich vor seinem
Schreibtisch und gebe ihm in
Momenten großer Verzweiflung

ein wohliges Gefühl der Hoffnung. Einer jederzeit möglichen Notlösung quasi. Ja, es klinge verrückt, aber selbst sein ewig störrischer Drucker funktioniere, seit dieser Vorschlaghammer neben ihm stehe, zuverlässig wie eine eins.

Ein anderer berichtet, er habe sich ein reguläres Rechte-Gesinnungs-Outfit zugelegt: Springerstiefel, Militärhose, Thor-Steinar-Bomberjacke und

so weiter. Das ziehe er nun immer an, wenn er besonders stark erkältet sei oder sich einen wirklich widerlichen Virus eingefangen habe. Dann besuche er einschlägige rechte Szenekneipen, um dort so vielen Rechtsradikalen wie möglich ins Bier zu husten oder sie beim Sprechen anzuspeicheln. Wenn er sonst nichts gegen den wachsenden rechten Dumpfsinn und deren

Gewalt tun könne, wolle er doch, so wörtlich, «zumindest dafür sorgen, dass die wenigstens für ein paar Tage mal ordentlich die Scheißerei kriegen». Zudem verschaffe ihm dieses

Rechtsradikalenoutfit auch die Möglichkeit, sich in der Öffentlichkeit einfach mal richtig mies und eklig zu verhalten, da ja alles Unschöne, was er in dieser Kleidung täte,

sozusagen auf die Richtigen zurückfalle. Dass er, seit er dieses «Hobby» habe, häufig gezielt versuche, sich eine Erkältung oder einen Virus einzufangen, gebe ihm zu denken. In Wartezimmern von Arztpraxen hasche er sogar nach besonders unangenehmen, möglichst ansteckenden Varianten.

Wir erzählen uns diese Geschichten in einer Offenheit,

die wohl nicht zuletzt auch der Geborgenheit der Burkas zu verdanken ist. Auf die Idee war Günter gekommen, als ihm eine Freundin erzählt hatte, sie habe schon seit längerem großen Spaß daran, in eine Vollburka gekleidet, mit einer Flasche Champagner in der Hand durch die Stadt zu ziehen und offensiv fremde Männer anzuflirten. Laut dieser Freundin seien die Reaktionen

der meist stark verunsicherten,
aber doch offenkundig
faszinierten und so gut wie
immer interessierten Männer
einfach anrührend, und beim
Nachdenken könne man ihnen
praktisch zugucken. Was
extrem süß sei. Ihr selbst gebe
die Burka beim Flirten ein
Gefühl der Sicherheit.

Vielleicht ist das der richtige
Weg. Statt eines Verbotes oder
ständiger Kritik an Burkas,

lieber mal schauen, wo man sie überall sinnvoll einsetzen kann. So wie andere sagen: «Man darf das Nationalgefühl nicht den Rechten überlassen», würde ich auch sagen: «Man darf die Absonderlichkeiten und das Obskure nicht den Religionen überlassen.» Einige davon können in dieser schwierigen Zeit auch für den modernen Menschen durchaus hilfreich sein.

Der Hund Heidi

Martin hat sich einen neuen Hund besorgt. Einen wirklich riesigen Hund. Einen Mischling. Mischling aus welchen beiden Rassen, weiß ich allerdings nicht genau. Vom Aussehen her würde ich sagen, wahrscheinlich Bär und Pferd. Vermutlich hat sich die Natur etwas gedacht in der Richtung

von: «Wenn sich Bär und Pferd schon paaren müssen, dann ist als Frucht ihrer Liebe ein Hund doch irgendwie ein guter Kompromiss.»

Und da so ein Mischwesen zwischen Pferd und Bär in freier Wildbahn womöglich seltsam wirken würde, ist der sinnvollste Lebensraum für das Tier natürlich eine Anderthalb-Zimmer-Wohnung im vierten Stock eines Mietshauses in

Berlin-Friedrichshain.

Denn in Friedrichshain stellt niemand Fragen. Egal, wie groß und haarig man ist.

«Der ist aus dem Tierheim!», strahlt Martin. «Den Vorbesitzern ist der einfach zu groß geworden. Der hört ja nun auch tatsächlich gar nicht mehr auf zu wachsen. Das hat denen wohl irgendwie Angst gemacht.»

Ich nicke.

«Warum nur? Die Leute sind aber auch oft komisch, was?»

«Ja, genau! Dabei kann Heidi Klum doch nichts da- für.»

«Wer kann nichts dafür?»

«Na, Heidi Klum.»

«Moment. Dieser riesengroße, dicke, schwarze, haarige Hund heißt Heidi Klum?»

«Na ja, der Hund ist eine Sie, und die Kinder, mit denen sie aufgewachsen ist, waren große

Germany's-Next-Top-Model-Fans. Die wussten ja nicht, wie riesengroß dieser Hund wird und ... na ja.»

Nicke erneut. «Ich denke mal, ‹na ja› fasst es ziemlich gut zusammen. Sag mal, frisst dir Heidi Klum denn nicht die Haare vom Kopf?»

«Nee, das ist nicht das Problem. Heidi Klum frisst ja nun wirklich alles. Also so richtig alles. Das ist der ganz egal.

Und in Berlin wird so viel
weggeworfen ... Neeneee, ihr
Essen krieg ich locker
organisiert ... Das Problem ist
eher das Gegenteil.»

«Ist das Gegenteil das, was
ich denke, was das Gegenteil
ist?»

«Ja eben, also das
Gassigehen. Heidi Klum ist
nicht sehr gut erzogen, aber
unglaublich stark. Allein kann
ich die nicht halten.»

«Du musst also immer noch jemand Zweites fragen, ob der sich mit dir an die Hundeleine hängt?»

«Deshalb habe ich dich angerufen. Es sollte nämlich idealerweise jemand möglichst Kräftiges, Schweres sein. Aber wir hätten jeder unsere eigene Leine. Genau genommen ist das auch mehr so eine Art Zaumzeug.»

Kurz darauf brechen wir auf.

Ich bin zusätzlich beunruhigt, als mir Martin noch eine große blaue IKEA-Tüte in die Hand drückt.

«Das heißt hoffentlich, dass wir auch noch zu IKEA gehen?»

«Leider nein. Bei Heidi Klum kommen wir mit den normalen Doggy-Beuteln nicht so weit. Außerdem brauchen wir auch noch das große Kehrblech, weil ...»

«Schon gut. Schon gut. Ich

will es gar nicht so genau wissen. Vorfreude ist die schönste Freude.»

Martin kontrolliert noch mal seine Taschen.

«Schlüssel, Portemonnaie, Telef... ah verdammt. Das kann hier überall in der Wohnung rumliegen. Kannst du mich einfach kurz anrufen?»

«Klar.»

Wähle Martins Nummer. Es dauert einen Moment, dann

hören wir seinen Klingelton. Es ist «Get Lucky», der Hit des vorletzten Sommers. Es vergeht ein weiterer Moment, dann haben wir sein Handy lokalisiert. Und nach einem dritten kurzen Moment wird uns beiden klar, dass Heidi Klum nun aber echt wirklich alles frisst.

Man sollte es nicht für möglich halten, wie freundlich, zufrieden und doch auch

unbeteiligt ein Hund gucken kann, während es aus seinem Inneren singt: «Dididididiii, dididididiii, get lucky!»

Nach ein paar Sekunden der Schockstarre gelingt es Martin, dem Großmeister der phlegmatischen Zen-Simulation, sich selbst wieder zu beruhigen.

«Hm, so ein iPhone hat ja nu keine scharfen Kanten. Da wird

ihr schon nichts passieren.
Denk ich mal. Wahrscheinlich
wird sie das demnächst
einfach ...»

«Wahrscheinlich!» Mit einer
entschiedenen Geste halte ich
Martin davon ab, das
Offensichtliche auszusprechen.
«Es wird mir eine Ehre sein, bei
diesem besonderen Moment
dabei zu sein.»

Unten auf dem Bürgersteig
hat sich fast schon wieder alles

normalisiert. Also so normal, wie es eben sein kann, wenn zwei ausgewachsene Männer von einem Hund, in etwa von der Größe einer mittleren Bushaltestelle, an zwei Leinen durch die Stadt geschleift werden. Immerhin wartet Heidi Klum tatsächlich an den Ampeln. An der Kreuzung Kopernikusstraße bekommt sie einen Anruf.

«Dididididiii, get lucky!»

Die Frau neben uns schaut irritiert.

«Aus Ihrem Hund kommt Musik.»

Ich sage nichts. Denke aber: Gott sei Dank hat Martin kein Babyschreien oder so als Klingelton.

Das Tier windet sich, als würde es aufstoßen.
Wahrscheinlich ist sein Magen durch die Vibration beunruhigt.
Durch seine Zuckungen hat es

wohl irgendwie den Anruf
angenommen. Die Qualität der
modernen Smartphones ist
wirklich bemerkenswert. Es ist
erstaunlich, wie gut wir die
Stimme der Anruferin
verstehen können.

«Hallo? Hallo? Hallo, Herr
Keller? Hätten Sie fünf Minuten
Zeit für eine kleine Umfrage?
Hallo?»

Die Frau an der Ampel
verzieht keine Miene, sagt:

«Jetzt ist da eine Umfrage in Ihrem Hund.»

Martin zuckt die Schultern.

«Ich weiß, deshalb sind wir ja auch auf dem Weg zum Tierarzt.»

«Was? Warum denn?»

«Wir wissen die Antworten nicht.»

Die Frau schaut hilfesuchend zu mir. In diesem Moment ertönen aus meiner Hosentasche meine

Schmerzensschreie von der CD der Rückenärztin. Da entschließt sie sich nun doch, einfach zügig weiterzugehen.

Einige Zeit später im Park kommt das Telefon tatsächlich mit Wucht wieder zum Vorschein. Direkt nachdem es ausgeschieden wurde, klingelt es wieder. Es sieht seltsam aus, wenn ein dampfender Hundehaufen «Dididididiii, dididididiii, get lucky!» singt.

Martin hätte es gern gefilmt, aber ging ja nicht, weil – ist ja auch egal. Dafür hat das Telefon bei der ganzen Aktion wohl immer mal wieder von selbst Bilder gemacht. Aus dem Inneren des Tieres. So was wie eine Darmspiegelung mit dem Handy, was Martin später ausrufen lässt: «Toll, Heidi hat heute ein Foto für mich!»

Wie dem auch sei. Der Grund, warum ich diese

Geschichte überhaupt erzähle,
ist eigentlich ein
wohlgemeinter
Verbrauchertipp. Denn obwohl
mittlerweile alles wieder
gereinigt ist und tadellos
funktioniert, fühlt sich Martin
nun doch irgendwie von seinem
Telefon entfremdet. Falls also
jemand in Kürze über eBay ein
erstaunlich günstiges iPhone
von einem Berliner Verkäufer
ersteigert: Ich würde mir dazu

unbedingt eine

Freisprechanlage besorgen.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt
Verlag, Reinbek bei Hamburg,
Februar 2017

Copyright © 2017 by
Rowohlt·Berlin Verlag GmbH,
Berlin

Dieses Werk ist
urheberrechtlich geschützt,

jede Verwertung bedarf der
Genehmigung des Verlages
Umschlaggestaltung Frank
Ortmann

Umschlagabbildung Bernd
Pfarr © VG Bild-Kunst, Bonn
2016

Schrift DejaVu Copyright ©
2003 by Bitstream, Inc. All
Rights Reserved.

Bitstream Vera is a trademark
of Bitstream, Inc.

Abhängig vom eingesetzten

Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen

Darstellungen des vom Verlag
freigegebenen Textes kommen.

ISBN Printausgabe 978-3-
87134-172-4 (1. Auflage 2017)

ISBN E-Book 978-3-644-
10004-6

www.rowohlt.de

Verbinden Sie sich mit uns!

Neues zu unseren Büchern und Autoren finden Sie auf www.rowohlt.de.

Werden Sie Fan auf [Facebook](#) und lernen Sie uns und unsere Autoren näher kennen.

Folgen Sie uns auf Twitter und verpassen Sie keine wichtigen Neuigkeiten mehr.

Unsere Buchtrailer und Autoren-Interviews finden Sie auf YouTube.

Abonnieren Sie unseren Instagram-Account.

rowohlt



Besuchen Sie unsere Buchboutique!

BUCHBOUTIQUE

AUSGESTATTET VON rowohlt

Die Buchboutique ist ein Treffpunkt für Buchliebhaberinnen. Hier gibt es viel zu entdecken: wunderbare Liebesromane, spannende Krimis und

Ratgeber. Bei uns finden Sie jeden Monat neuen Lesestoff, und mit ein bisschen Glück warten attraktive Gewinne auf Sie.

Tauschen Sie sich mit Ihren Mitleserinnen aus und **schreiben Sie uns hier Ihre Meinung.**